Der Kampf um das Deutschtum.

1. Heft.

Die Weltstellung des Deutschtums

von

Fritz Bley.



München 1897.
Verlag von J. F. Lehmann.

Geschichtliche Lehren.

Wenn wir die Weltgeschichte nicht in der hergebrachten Schulmeisterart vom beschränkten europäischen Standpunkte, sondern aus dem Gesichtswinkel der Veredelung der Menschheit betrachten, so rufen wir unwillkürlich dieselben zwiespältigen Empfindungen in uns wach, die wir aus der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften davongetragen haben. Nicht ohne inneren Kampf dringt man in beiden Zweigen der Forschung zu klarem Erkennen vor.

Hier wie dort der Kampf ums Dasein, aus dem die bessere Art als Siegerin hervorgeht: so lehrt die Regel. Völker tauchen auf und verschwinden. Wie im Walde auf morschen Pflanzenresten der junge Nachwuchs emporschießt dem Lichte zu, das die Kronen der stärkeren Nachbaren ihm frei lassen, so gründen die Herrenvölker der Erde ihre Reiche auf dem von minderwertigen Arten ihnen bereiteten Boden. Völker und Pflanzen sind eben zeugsame Wesen, die einen von Menschen, die anderen von Zellen gebildet, die einen wie die anderen abhängig von den günstigen oder schädlichen Bedingungen ihrer Umgebung und der inneren Kraft ihrer Art.

Zuweilen will es uns scheinen, als herrsche nicht das Gesetz der Aufwärtsbewegung in den Arten. Die starke Eiche sehen wir sinken, um geilem Brombeergestrüppe zur Nahrung zu dienen; aber bei schärferem Zublicken finden wir den Wurm in ihrem Marke, sie konnte der Art nicht mehr nützen und mußte darum verwesen. Griechen, Kelten und Gothen, Völker von herrlichen Eigenschaften sehen wir sinken oder in das Nichts zurücktauchen. Aber dem forschenden Blicke verbirgt sich die Ursache ihres Sturzes nicht, und ernste Lehren ergeben sich daraus für geschichtliche Betrachtung.

Wie herrlich war die Gesittung des hochbegabten Griechenvolkes! Das „ungastliche" Meer verwandelte sie als Städtegründerin zum „gastlichen", die Gestade des östlichen Mittelmeeres, Sizilien und Unteritalien schuf sie zu blühenden Siedelungen, die bald an Reichtum und Macht die Mutterstädte übertrafen. Und doch sank Griechenland in den Staub vor jenem Rom, das in der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. aus seinem damals kleinen Gemeinwesen drei Männer nach dem blühenden Athen gesandt hatte, „um die berühmten Gesetze des Solon abzuschreiben und anderer griechischer Staaten Einrichtungen, Sitten und Gesetze zu erforschen". Rom hatte dieser Gesetze Kern, den völkischen Gedanken, erfaßt und in klarer Leuchtkraft herausgebildet

in nimmer ermüdender planvoller Arbeit am Staate des römischen Volkes, der Kraft dessen dem damaligen „Erdkreise", den Ländern um das Mittelmeerbecken, seinen Stempel aufdrückte. Griechenland sank zum Hauslehrer, Tafeldiener und Bartscherer der römischen Macht herab, weil es des staatlichen Zusammenhanges zwischen Heimat und Tochterstädten entbehrte und, anstatt dem Einheitsgedanken zu leben, aus den Kämpfen der beiden um den Vorrang streitenden Städte Sparta und Athen nicht herauskam. Alle guten Anläufe zu einer herrenmäßigen Ueberseestaatskunst, wie Sparta sie im südlichen Peloponnes und Athen in der amtlichen Auswanderungsleitung versuchte, blieben, wie Johannes Wagner in der „Kolonialpolitischen Korrespondenz" 1886 treffend ausgeführt hat, unter dem Gegensatze zwischen den beiden Städten erfolglos. Das Ergebnis war die römische Zwinglandei, die schließlich zur Entartung auch aller griechischen Gesittung, zum Untergange der griechischen Kunst führte. Ein verachtetes Mischvolk, das aus dem Räuberunwesen und dem Staatsbankerotte trotz alle seiner Händlerschlauheit nicht herauskommt, zum Lohne für seine staatliche Zerfahrenheit auf seinen ursprünglichen Besitz am ägäischen Meere zurückgedrängt: das ist das Ende vom Staate eines Solon und Lykurg! —

Wie furchtbar waren die Streiche, die sechzig Jahre nach jener erwähnten Gesandtschaft auf das aufstrebende Rom herniedersausten, das betäubt von dem keltischen Ansturme am Boden lag! Aus dem nördlichen Gallien war dieser Völkersturm über die Alpen herabgebraust, wie er vordem schon die britischen Inseln, die Pyrenäenhalbinsel und das Rhonegebiet übertost hatte. Vor ihm her stoben die Etrusker der Poebene auseinander, und Mittelitalien lag ihm fast wehrlos offen. Nur mit äußerster Tapferkeit konnte Rom nach der Schlacht an der Allia den Untergang von sich abwenden. Von Süddeutschland her aber drangen die Kelten vor, der Donau folgend, bis in die Balkanländer und von dort bis nach Kleinasien hin. Fast dreimal so groß, wie das heutige Frankreich war das von ihnen eroberte Gebiet. Und doch sanken sie in den Staub, denn all ihr flammender Heldenmut, all ihre wild drängende Eroberungslust zerschellte, da sie nicht zusammenhielten, an der Folgerichtigkeit des römischen Staatsgedankens, der Schritt um Schritt das in wüstem Ansturm durch die Kelten eroberte Gebiet zurückerwarb: erst Oberitalien, dann die Alpenländer Thal um Thal. Zunächst der Verwaltung, dann der Sprache nach wurden sie römisch, die keltischen Völker gingen auf im Romanentum. Ein zerlumptes, in Schnaps und Hader verkommenes Bettlervolk auf der „grünen Insel" Irland und der Abschaum des politischen Verbrechertumes in den Vereinigten Staaten, der schlechteste Bodensatz der westarischen Rassen: das ist der heutige Rest jenes Keltentumes, vor dem die gesittete Welt einst zitterte! — Rom aber stieg empor, weil es die Forderungen der damaligen Weltstaatskunst erfaßte und seine Auswanderung so leitete, daß sie ihm nicht Schaden, sondern Nutzen stiftete. Durch sein Herrenrecht des römischen Bürgertumes kettete es dauernd seinen in die Neuländer entsendeten „heiligen Lenz" an die

Heimat und verhinderte seine Söhne in der Ferne, in den unterworfenen minderwertigen Völkern unterzugehen. Mit dem römischen Rechte eroberte römische Sprache und Sitte die Welt. Und nicht eher sank diese Herrschaft in den Staub, als bis mit der Austeilung des römischen Bürgerrechtes an das buntgewürfelte Mischmaschvolk der „Provinzialen" der herrenvölkische Gedanke, also der eigentliche römische Staatsgedanke, preisgegeben wurde! — —

Und wo sind jene Gothen geblieben, die auf den Trümmern des morschen Römerreiches ihren Staat erhoben? Was half diesem herrlichsten aller Heldenvölker der Geschichte, von dessen Tapferkeit, Großmut und Milde seine Feinde nicht genug des Lobes zu erheben wußten, der Heldenmut seiner Könige? Leicht konnte der Slave Belisar mit der in den vier Himmelsstrichen ausgelernten römischen Kriegskunst den Kampf mit Totilas aufnehmen, und mit gespicktem Schilde mußte Tejas gegen Narses unterliegen, weil den Gothen der Staatsgedanke mangelte, der so nahe doch eigentlich ihnen hätte liegen sollen: mit den Bruderstämmen der deutschen Völkerwanderung sich zur Eroberung der Welt zusammenzuschließen, anstatt in planloser Zerfahrenheit in den Tag hineinzuleben.

„Wäre die gothische Stärke unzersplittert geblieben", schreibt Jakob Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" mit Recht, „und hätte sich ihre Herrschaft im Osten gleich der fränkischen im Westen gefestigt: die Schicksale Deutschlands und der deutschen Sprache würden eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. Alles, was in der geistigen Anlage und Bildsamkeit der gothischen Natur enthalten war, ist uns verloren worden."

Ostgothen und Westgothen fielen, wie die Kelten, wie Sparta und Athen einst gefallen waren: weil sie die weltgeschichtliche Forderung nicht verstanden hatten, daß Völker wie Einzelwesen nicht bestehen können, die sorglos gegen die sie umwuchernde und überschattende Wildnis ihr letztes Ziel aus dem Auge verlieren. Auch im weltgeschichtlichen Kampfe der Völker bewahrheitet sich die Lehre, die schon aus den Urweltmären der Wala uns entgegenklingt, wie sie andererseits die Heldenwonne des sterbenden Faust geblieben ist:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

* * *

Mit dem Eintritte des Christentums in die Weltgeschichte scheint der völkische Gedanke eine Zeitlang seine Geltung zu verlieren. Eine Umwertung ohne Gleichen beginnt namentlich, als der arianische Glaube dem katholischen gewichen ist. Hatte der Stifter des Glaubens, der die Mühseligen und Beladenen zu sich rief und mit den Volkstum und Weltbürgertum.

Zöllnern und Sündern sich zu Tische setzte, den verachteten Sklaven und Fremden den Trost des himmlischen Vaters gebracht, so beginnt nun eine Verhätschelung des Schwächlichen, Weibischen, die zum Niedergange der Menschheit hätte führen müssen, wenn sie gesiegt hätte, was sicherlich nicht im Wunsche des Herrn und Heilandes lag. Er, der die Blumen auf dem Felde und alle Schönheit der Schöpfung so liebevoll umfaßte, war sicherlich weit entfernt von jener Büßerverzückung entnervter Schwärmer, die diese ganze Schöpfung, in der uns Gott sich offenbart, als elendes Marter- und Siechenhaus hinstellen wollten. Es war unmöglich, daß diese Verzerrung der Menschenliebe Jesu Christi sich dauernd behauptete. Wenn sie überhaupt noch immer einen Teil der christlichen Welt beherrscht, so dankt sie das vornehmlich der planmäßigen Erziehung, in die das zur Weltherrschaft strebende Papsttum die katholische und mittelbar dadurch die ganze christliche Welt genommen hat. Es ist durchaus bezeichnend für dies Verhältnis, daß gerade die beiden Völker, in denen die gesündeste Lebenskraft steckt, sich dieser Zwingherrschaft knechtseliger Weltflucht trotzig widersetzt haben: die Deutschen und die Tschechen in der Reformation und in dem Hussitentum. Die deutsche Welt sträubte sich im Ritter- und Bürgertume des Mittelalters gegen die mönchischen Selbstquälereien aus dem Trotze der starken Persönlichkeiten heraus; Johann Huß wandelte bereits auf ganz anderen Spuren, wie Martin Luther. Dem tschechischen Glaubensreiniger ging es nicht um das Recht der freien Selbstbestimmung, für das Luther zu Worms kämpfte, sondern um den völkischen Staatsgedanken, den er durch das christlich-katholische Kaisertum zu Unrecht seiner tschechischen Volksgenossen niedergehalten meinte. Schärfer als in Luther tritt aber in den Niederlanden der völkische Gedanke in den Streit gegen die Anmaßung der volkslosen Priesterherrschaft, immer stärker und kräftiger zur Herrschaft ringend. Wie klug und fein gesponnen auch der Staatsgedanke der römischen Priesterherrschaft war, den Sieg konnte er im gesunden Deutschtume nicht erringen; denn er stützte sich nicht auf das den Deutschen aus tiefer Naturanschauung und starkem Lebensgefühle unverletzbar heilige Recht des Stärkeren, Besseren, Schöneren, sondern auf das angemaßte Recht alles Verächtlichen, Schlechten und Gemeinen.

Aber einmal auf den Weg der allgemeinen Menschenrechte gewiesen, gab der Geist der europäischen Geschichte das Streben zu diesem Ziele nicht sobald auf; bald als „Humanismus", bald als „internationaler Kosmopolitismus", bald als „Sozialismus" und „Anarchismus" sehen wir dies von der natürlichen Entwickelung der Menschheit abgekehrte Streben hemmend in den Gang der Weltgeschichte eingreifen, die infolge dessen sich in den letzten Jahrhunderten in Wellenform vollzieht: bald nach den eingebildeten Zielen eines reinen, alles Erdenrestes entkleideten Menschentumes strebend, bald in leidenschaftlichen Ausbrüchen an die wirklichen Daseinsbedingungen der Völker und ihre verkörperten Tugenden sich erinnernd. Es ist

klar, daß dem Volke die Weltherrschaft zufallen mußte, das den letzteren Weg am entschlossensten betrat. Denn abgesehen davon, daß der Träumer bei der Verteilung der guten Dinge dieser Welt zu kurz kommen muß, weil eben andere ihm zuvorkommen, verdient er auch dies Schicksal. Nur die reinste Begeisterung, die heißblütigste Leidenschaft kann uns der Wahrheit näher bringen und diese Leidenschaft entspringt wohl aus der Liebe zum Volkstume und der eigenen Art, niemals aber aus der allgemeinen Liebe zur Menschheit, die sehr schnell sich in ihre völkischen Strahlen auseinander zu legen pflegt, sobald die Nebel von Eigennutz und Rassenhaß dazwischen treten.

* * *

Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts galt einerseits den Kämpfen für die Geistesfreiheit des Einzelnen, andererseits dem hastigen Versuche einer auf allgemeine Menschenrechte gerichteten Weltverbrüderung. Im Gegensatze zu ihr steht die Geschichte unseres Jahrhunderts unverkennbar unter dem Zeichen des staatlichen Zusammenschlusses der einzelnen Volkheiten. Zwischen den Einzelmenschen und die Menschheit gestellt, fordern diese Volkheiten immer tiefer die leidenschaftliche Hingabe ihrer Söhne, um so die Truppen zu bilden, die in ihren Kämpfen um Land und Machtbesitz letzten Endes die geistigen Schlachten der Menschheit schlagen. Weltreiche.

Noch immer, wie einst die Götter im Kampfe zwischen Achäern und Trojanern Partei ergriffen, steigen die großen Menschheitsgedanken vom Himmel nieder, um an die Fahnen dieses oder jenen Volkes ihr Geschick zu knüpfen: nicht um Schlesien ward im siebenjährigen Kriege gestritten, sondern um die Herrschaft der angelsächsischen Rasse in Nordamerika; nicht um Napoleons Sturz handelte es sich bei Sedan, sondern um die Daseinsberechtigung des deutschen Volkstumes auf der Erde. Erst unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, diese richtigere Würdigung weltgeschichtlicher Vorgänge zu gewinnen. Kein Wunder, denn wir sehen ja Tag für Tag vor Augen das eigenartige Gären und Brodeln der völkischen Kämpfe; und wir haben, durch bittere Erfahrungen gewitzigt, nachgerade begriffen, daß es in keinem Winkel der Erde gärt und brodelt, ohne daß unser Wohl und Wehe davon betroffen wird. Denn diesem völkischen Verschmelzungsgange, dem die Kämpfe Italiens und der Balkanvölker nicht minder entsprungen sind, wie die deutsche Einheitsbewegung, entstammt auch das am Ausgange des Jahrhunderts immer klarer heraustretende Bestreben der starken Völker, Weltreiche von einer früher nicht gekannten Art zu bilden.

Da die Vermehrung eines Volkes bedingt ist durch einen möglichst weiten Spielraum der Lebensbedingungen, so hat der ungeheuere, schließlich alle Entfernungen überwindende Aufschwung des Verkehrs uns vor eine Weltstaatskunst gestellt, gegen die jene Alexanders des Großen und des alten Rom als Kleinstaaterei bezeichnet werden muß.

Das steigende Absatzbedürfnis der Gewerbevölker hat den letzten Winkel der bewohnten Erde in seine Bearbeitung genommen. Andererseits führte das veränderte Verkehrstreiben der Weltmächte von der bisherigen Weltwirtschaft zur Volkswirtschaft im gewaltigsten Stile. Völkische Unabhängigkeit war allezeit von wirtschaftlichem Gedeihen bedingt. Heute setzt sie ein Wirtschaftsgebiet voraus, das keins der neuzeitlichen Bedürfnisse unbefriedigt läßt: ein Gebiet, das alles in sich erzeugen kann, dessen seine Bewohner bedürfen, und das alles verbrauchen kann, was diese Bewohner erzeugen. In werdenotwendiger Folgerichtigkeit sehen wir daher Rußland sein Gebiet zum indischen Meere und zur Bucht von Petschili vorschieben, sehen dies gewaltige, alles in sich selbst erzeugende Reich durch Eisenbahnen von Eydtkuhnen bis Port Arthur verbunden und überdies von einer starken, stetig wachsenden Handels- und Kriegsflotte bedient und beschützt. Die Gefahr ist groß, daß die gesamte slavische Welt von diesem Riesenreiche aufgesogen wird.

Aus dem gleichen wirtschaftlichen Bedürfnisse ihrer beiderseitig auf einander angewiesenen Wirtschaftsgebiete sehen wir Nord- und Südamerika dem Gedanken des Allamerika zustreben. Einstweilen tritt dessen Verwirklichung das fast unüberwindliche Hindernis völkischer Gegensätze so scharfer Art, wie sie zwischen Spaniern und Yankees einerseits, Weißen und Farbigen andererseits bestehen, trennend entgegen.

Hierzu kommt die Thatsache, daß das bisher als zur Herrschaft in den Vereinigten Staaten und in Amerika überhaupt berufen erscheinende Volk, die Yankees, sich in einer unverkennbaren starken Abnahme befindet. Die Ziffer des Geburtenüberschusses in den Neu-England-Staaten ist in stetem Sinken begriffen. In Neu-Hampshire überwog, dem Jahresberichte der Volkszählung zufolge, die Sterbeziffer die Geburten im Jahre 1891 um volle 1943 Personen. Die Einwanderung ist im wesentlichen deutsch und irisch. Da die einwandernden Deutschen die englisch-amerikanische Sprache schnell annehmen, so bilden sie einen guten Mörtel für den großamerikanischen Bau. Ob das aber immer so bleiben wird, ob nicht endlich auch die amerikanischen Deutschen sich auf die Stimme des Blutes besinnen, und ob die anmaßlichen Iren in das von den selbstachtungslosen Deutschen erstrebte „amerikanische Volkstum" überhaupt sich je verschmelzen werden, ist noch nicht bewiesen. Der „Monroedoktrin" fehlt aus diesem Grunde einstweilen noch die völkische Voraussetzung ihrer Berechtigung.

Sehr viel bedrohlicher für Europa ist der in der angelsächsischen Welt sich bethätigende Gedanke eines Zusammenschlusses aller britischen Kronländer zu einem „größeren Britannien". Denn dort drängen in der That alle Bedürfnisse auf einen solchen Zusammenschluß hin. England, das nur noch 12 vom Hundert seiner Bevölkerung durch Landwirtschaft, davon nur 3 vom Hundert durch Körnerbau ernährt, ist auf seine Neuländer im Bezuge der Nahrungs- und Genußmittel,

sowie der südländischen Rohstoffe ebenso hingewiesen, wie diese bezüglich ihrer Werkzeuge, Kleidung und Gebrauchsgegenstände auf die hochentwickelte altenglische Betriebsamkeit. Das stark entwickelte völkische Bewußtsein der Briten tritt zu dieser wirtschaftlichen als sittliche Triebfeder hinzu und die britische Kriegsflotte, stärker als sämtliche Kriegsflotten der Erde, scheint — einstweilen mindestens — berufen, diesem gewaltigen Weltreiche des „größeren Britannien" den Bestand zu sichern. Es ist bezeichnend, daß dieser Fortbestand von Ausländern ebenso oft bestritten, als von Briten selbst auf das entschiedenste als gesichert bezeichnet wird. Ja, im Hinweise auf die ungeheuere Ausdehnung Großbritanniens, das allein in den letzten zwanzig Jahren um 4½ Millionen Geviertmeilen gewachsen ist, stehen die weitblickenden Staatsmänner der neuen Schule in England nicht an, diesem die ausschließliche Weltherrschaft vorauszusagen. „Die Welt wird mit Schnelligkeit englisch!" ruft Sir Charles Dilke in seinem „Greater Britain" mit Wärme. Und in einer zu Oldham gehaltenen Versammlung kündigte er offen die englische Weltherrschaft als das Ziel der Staatskunst Großbritanniens an: „englisches Blut, sowie englische Sprache müssen mit Gottes Hilfe für immer und ewig auf dem ganzen Erdenrunde herrschend werden. Englands erdkundliche Lage und die Seeleneigenschaften seines Volkes machen es zur stärksten Macht der Erde."

Die anders lautenden ausländischen Urteile weisen namentlich auf Großbritanniens schwache Stelle, die Angreifbarkeit Indiens durch Rußland, hin und auf die Schwierigkeit, einen über die ganze Erde erstreckten Kriegsschauplatz zu beherrschen. Der Rechenfehler dieser nichtenglischen Beurteiler liegt nur in dem Umstande, daß sie den festländischen Völkern die zielbewußte englische Staatsweisheit zutrauen. Vielleicht ist diese Voraussetzung Rußland gegenüber gerechtfertigt; und in der That liegt in dem russischen Vordringen in Asien die einzige Möglichkeit für die wirtschaftliche Selbständigkeit Mitteleuropas. Aber in jeder anderen Beziehung sind Englands abfällige Beurteiler im Irrtum; denn sie vergessen das Geheimnis der ungeheuren Erfolge der britischen Staatskunst in den letzten drei Jahrhunderten, das bereits in einer alten holländischen Denkschrift von 1779 treffend gekennzeichnet ist: „die Dummheit der anderen Völker."

Wenn die Völker Mitteleuropas einig wären, so müßten sie, zwischen die russische und britische Weltwirtschaft gestellt, die Staatskunst aufnehmen, die Napoleon I. in der Festlandsperre anstrebte: Zurückdrängung Englands vom gemeinsamen mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete. Das wäre die Antwort auf die rücksichtslose Zähigkeit, mit der England jedes einzelne Land Mitteleuropas in Festlandshändel zu verwickeln verstanden hat, um dessen Entwickelung als Ueberseemacht und Betriebsamkeitsstaat zurückzuhalten, bezw. zu vernichten.

* * *

„Die Dummheit der anderen Völker" Englands Stärke.

Die geradezu phönikierhaft schlaue Ausnützung der staatlichen Lage Europas war es, die England zu seiner riesenhaften Entwickelung verholfen hat. Als nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien die Seeherrschaft vom Mittelmeere und der Nordsee weg nach dem Atlantischen und Indischen Weltmeere verlegt wurde, waren es hauptsächlich fünf Länder, die über See Großreiche bildeten: Spanien, Portugal, Frankreich, Holland, England. Heute ist von einem Groß-Spanien, Groß-Portugal, Groß-Frankreich, Groß-Holland nicht mehr die Rede; nur Groß-Britannien ist geblieben — wie wir sehen, seinen vorwärts drängenden Söhnen noch immer nicht groß genug. Wie kam das?

Seeley in seiner „Expansion of England" und Dr. Karl Peters in seinem „Emporsteigen des britischen Weltreiches" meinen, daß die Geschichte der großbritannischen Weltmacht den Stempel des unbewußt Emporgewachsenen trage. „Wir scheinen in einem Anfalle von Geistesabwesenheit die halbe Welt erobert und bevölkert zu haben" sagt Seeley. Und Dr. Karl Peters vergleicht das Anwachsen Britanniens mit dem Emporsteigen einer Korallenbank, deren Schneckentiere nicht ahnen, daß sie mit ihrer kleinen Lebensarbeit an den Grundlagen neuer Länder und Erdteile bauen helfen. „Das eben", schreibt Peters, „unterscheidet das großbritannische Weltreich vornehmlich von den sogenannten Weltreichen des Altertumes, den großen Dynastien Vorderasiens, dem Reiche Alexanders und dem römischen Staate, an dessen Grenzen die Legionen Wache hielten, daß dort immer ein bewußtes Wollen den auf Eroberung gerichteten Unternehmungen zu Grunde lag, während das englische Weltreich gewissermaßen unbewußt — man möchte sagen: oft zufällig — aus meist wirtschaftlichen Notwendigkeiten emporwuchs."

Ich glaube doch im Gegensatze zu beiden Schriftstellern, daß der britische Staat in bewußter planmäßiger Staatskunst von Stufe zu Stufe die Größe der jetzigen Weltmachtstellung Großbritanniens aufgebaut hat. Die Frage läuft letzten Endes auf die Beurteilung des Wesens der englischen Volkspersönlichkeit hinaus. Denn das ist ja aus der Betrachtung des ganzen Verlaufes der Menschheitsentwickelung als sicher erkennbare Lehre gewonnen, daß im großen Wettstreite der Völker dasjenige Volk obsiegen wird und soll, das am schärfsten seine Kräfte zusammenrafft für das vom Schicksale ihm gesteckte Ziel.

Unzweifelhaft ist der Geist des heutigen Engländers, wenn wir alle Völker der bewohnten Erde unbefangen prüfen, weitaus am meisten zu dieser stolzen Selbstzucht befähigt. Kein Volk — mit der einzigen Ausnahme vielleicht der Niederländer, deren Stellung zu den deutschen Aufgaben ich in einer besonderen Schrift*) dargelegt habe — hat so sehr wie das englische die männlichen Tugenden

*) „Die Niederlande und die alldeutsche Bewegung." Von Fritz Bley. Verlag von J. F. Lehmann, München.

gepflegt: Selbstbeherrschung, Mut, neidlose Würdigung des Gegners, Achtung vor dem Gesetze, Treue im Familienleben, starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, Heimatliebe, Erwerbssinn und völkischen Stolz. So sehr ist der letztere Ursprung und Wesen aller englischen Staatskunst geworden, daß dies Volk, dem die persönliche Treue über allem steht, in der Wahrnehmung seines völkischen Nutzens weder Treue, noch irgend eine andere Rücksicht der Sittenlehre gelten läßt. Ausgenommen natürlich die zur Verhüllung der englischen Eroberungslust stets mit gutem Humor in den Zeitungen und Volksreden betonten Forderungen des Christentumes und das unabläßige Bestreben Großbritanniens „to make the natives happy"!

Man höre doch endlich einmal in Europa auf mit dem lächerlichen Schimpfen auf das „treulose Albion" und lerne dies Volk gerechter würdigen. Staatskunst ist ein Ding und Sittenlehre ein anderes. Staatskunst ist Kampf, und dabei schießt man nicht mit Rosenwasser, am allerwenigsten auf minderwertige Gegner. Die Sittenlehre als Gesetz der Staatskunst zu erklären, mag ja von einer staunenswerten Höhe des Geistesfluges zeugen. Verständige Männer aber, wie die Engländer es sind, bleiben hübsch auf dem Boden der Wirklichkeit, warten ab, bis andere mit dem sittenreinen Kindheitsparadiese auf Erden den Anfang machen und überlassen die Freude an der „Lösung" derartiger Aufgaben durch Volksversammlungen den Weibern beiderlei Geschlechtes. Inzwischen gehn sie an ihre Geschäfte und nützen der Menschheit, indem sie sich selbst und ihrer Familie nützen. Ich habe bereits angedeutet, daß auch das englische Leben durchsetzt ist mit weibischen Bestrebungen. Soweit diese harmlos sind, duldet man sie. Nur dürfen sie ja nicht etwa — wie sie in Deutschland fast stets thun — den völkischen Gedanken überwuchern wollen. Sobald es sich um den Union Jack und die „britischen Interessen" handelt, hört auch bei den Hydepark-Versammlungen aller Spaß für John Bull auf. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint die britische Staatskunst viel klarer, kühner, und schließlich auch offener, als die oft jämmerliche Hausmachtswirtschaft der Festlandstaaten, die hinter fadenscheinigen Redensarten von Menschenglück, Bekenntnistreue und dergleichen ihre entartete Selbstsucht schlecht verbiegt.

Der männlich starke Geist des öffentlichen Lebens ist der Nährboden, auf dem die hochherzige Art der britischen Volkspersönlichkeit erwachsen ist, wie sie im „Gentleman" sich versinnbildlicht hat. Andererseits hat die persönliche Tüchtigkeit des Einzelnen auch wieder der britischen Staatskunst ihre fühlbare Schwungkraft verliehen. Mit Recht sagt das englische Sprichwort: „England ist stark, weil der Engländer stark ist."

Aber wenn dieser Satz, den auch die naturwissenschaftliche Forschung, wie wir später sehen werden, durchaus bestätigt, für die Gegenwart gilt, so ist doch andererseits daran festzuhalten, daß die Ueberlegenheit der Engländer keine Naturgabe, sondern das Ergebnis der erwerbsmäßigen, klimatischen und erdkundlichen Bedingungen ist, unter denen

das Inselvolk zu einer Zeit, als die deutschen Festlandstämme durch Kriege und Seuchen zerrüttet wurden, Fortschritte machen konnte, die, einmal gegeben, in ihrem Gefolge immer neue Fortschritte für den Begünstigten nach sich zogen. Mehr als alle diese von der Natur gegebenen Bedingungen hat aber die Geschichte den Engländern zu ihrem großen Vorsprunge vor den Festlandvölkern verholfen. Mit Recht weist Friedrich List darauf hin, daß „die Engländer die ärgsten Taugenichtse der Welt waren, bis ihre Könige sie in heilsame Zucht nahmen." Und bereits zu Shakespeares Zeiten war der ungeheuere Dienst, den die englischen Könige durch ihre weise Staatswirtschaft und kluge, ganz Europa für englischen Belang ausnützende Staatskunst ihrem Lande erwiesen hatten, so tief in das Gewissen des Volkes eingeprägt, daß der große Dichter dieser völkischen Dankbarkeit wiederholt Ausdruck gibt. Wenn er Heinrich IV. in seinem Vermächtnisse sagen läßt: „die Klugheit will ich segnen, wenn Frankreichs sich und Oesterreichs Schuß begegnen", so spricht er damit unzweifelhaft bereits den Gedanken aus: der fortan die britische Staatshaltung geleitet hat und heute noch leitet, daß England seinen Boden mit fremden Stieren pflügen und seine Schlachten mit festländischen Degen schlagen solle und dank der „Dummheit der anderen Völker" dies auch könne. In der That sind, wie Dr. Alexander Peez in seinem Werke „Zur neuesten Handelspolitik" treffend ausführt, die Kriege der Festlandvölker solch ein „Segen" für England und die Beförderung festländischer Zwistigkeiten ein Gebot der „Klugheit" aller britischen Staatsmänner geblieben. Es ist notwendig, daran zu erinnern, daß seit Shakespeares Tagen jeder festländische Friedensschluß einen von England durch fremde Staaten errungenen Sieg bedeutete.

Portugal war allerdings von vornherein zur Begründung eines Weltreiches nicht berufen, es fehlte ihm dazu an den allerersten Voraussetzungen. Seine Bevölkerungszunahme stand in keinem Verhältnisse zu den ungeheuren Gebieten, die es sich angliederte. Und da der Portugiese nicht über See ging, um zu arbeiten, sondern sich lediglich durch Ausbeutung und Raub bereichern wollte, so sind die portugiesischen Neuländer, soweit sie nicht an den holländischen und englischen Kaufmannsgeist verloren gingen, bis auf diesen Tag tote Anhängsel am müden Leibe des schlaffen Heimatlandes geblieben. Auch Spaniens Rücktritt von seiner alle wirtschaftlichen Voraussetzungen der Halbinsel und alle Beanlagung der iberischen Rasse überfliegenden Weltstellung ist in erster Linie als unausbleibliche Folge dieser inneren Unfähigkeit zur Herrschaft zu betrachten. Immerhin hat die englische Staatskunst nicht wenig dazu beigetragen, Spanien in jene verhängnisvollen Festlandshändel zu verketten, die zum Untergange der Weltmacht Spaniens führten. Die Leidenschaft, mit der Spanien in seine jesuitischen Zänkereien sich verbiß, ließ die Neuländer ebenso veröden, wie sie an dem Schatze, den die „Konquistadoren" in den Goldländern zusammengeraubt hatten, und an dem Marke des Mutterlandes zehrte. Während England sich in diese Streitigkeiten nur in

soweit hineinmischte, als dadurch sein unverrückt festgehaltenes Ziel, die Zurückdrängung der anderen Ueberseemächte aus dem Weltwettbewerbe, befördert wurde, verstrickte sich Spanien der Gegenreformation zu Liebe in jene unheilvollen Kämpfe, die ihm den Verlust seiner Flotte und die Niederlagen gegen die Holländer eintrugen. Der spanische und portugiesische Neulandbesitz im indischen Weltmeere und Amerika ging an Holland über, das im Sundameere und auf Ceylon, in Batavia wie in Südafrika, in Neu-Amsterdam und Brasilien an Stelle der innerlich öden spanischen Säbel- und Kuttenwirtschaft nun mit jenen gesunden kaufmännischen Unternehmungen hervortrat, die für England ein sehr viel ernsterer Gegner im Welthandel wurden, als alle Flotten Philipps es jemals gewesen waren. Sofort sehen wir denn auch die englische Staatskunst sich gegen diesen neuen Gegner wenden. Ein aus innerer Fäulnis bedingter Verfall war bei diesem Feinde für England nicht zu erhoffen, aber insofern glich Hollands Lage der Portugals, als auch seine Grundlage viel zu klein war für die ungeheure Weltstellung, die das tüchtige kleine Land im siebenzehnten Jahrhundert einnahm. Es war das Tragische in der deutschen Geschichte, daß der Mangel an staatlichem Denken die deutschen Stämme gerade an den entscheidenden Wendepunkten der europäischen Entwicklung stets verhindert hat, sich zusammenzuschließen. Was hätte aus Deutschland werden können, wenn unser Volk, anstatt im brudermörderischen dreißigjährigen Kriege sich selbst zu zerfleischen, im Vereine mit den Niederlanden sich der Ueberseewirtschaft zugewandt hätte!

Die Thorheit, in der Deutschland sich allezeit zum festländischen Degen in den Schlachten hergab, in denen England seine Weltstellung eroberte, ist nur noch übertroffen von dem kurzsichtigen Eifer Frankreichs, das nach Hollands Zurückdrängung als der gefährlichste Gegner von England erkannt wurde. Zunächst trug Frankreich zu Englands Wachstum bei durch Vernichtung der deutschen Blüte. Deutschland, das bis zum dreißigjährigen Kriege in Handel, Gewerbe und Kunst Italien und den übrigen Völkern voranstand, verlor in und nach dem unseligen Kriege nicht nur die Niederlande, Schweiz und Elsaß-Lothringen, sondern — was für England sehr viel wichtiger war — seinen Anspruch auf Seegeltung und alle Kraft zu fernerem Wettbewerbe. Es schien für Jahrhunderte ausgetilgt aus der Weltgeltung. Aber auch Frankreich sollte der furchtbaren Wunden, die Richelieu Deutschland im Kriege und fast mehr noch durch die unselige Gebietsverteilung im westfälischen Frieden geschlagen hatte, nicht froh werden. Als durch Colberts weise Staatskunst das französische Großgewerbe seinen Eroberungszug über die Welt antrat, wandte England sich mit voller Wucht gegen diesen neuen Gegner, und leider sind es fast stets deutsche Heere gewesen, die England in den Dienst seiner schlauen Staatskunst zu stellen gewußt hat. Der spanische Erbfolgekrieg, den G. Schmoller mit Recht einen Kampf Englands und Hollands gegen die Gefahr einer Vereinigung des französischen Handels mit der spanischen Ueberseemacht

nennt, wurde geführt, um dem französischen Großgewerbe den spanischen Markt in Amerika zu versperren. England gewann dadurch das Uebergewicht in Amerika und Indien, und der Friede zu Utrecht brachte ihm halb Kanada, sowie Neu-Fundland, Neu-Schottland, Gibraltar und Menorca. Im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege holte England sich den Rest der französischen Neuländer in Amerika. Nicht genug mit diesem ungeheueren Verluste getroffen mußte Frankreich überdies ohnmächtig zuschauen, wie Lord Clive und Warren Hastings Indien eroberten und damit dem britischen Welthandel ein für alle Male den Vorrang vor dem französischen gewannen. Im Namen der Menschlichkeit kämpfte England dann 1793 bis 1802 im französischen Umwälzungskriege, sowie mit besonderem Feuereifer gegen Napoleon 1815; in Wahrheit galt es ihm, jene kühne Festlandsstaatskunst zu besiegen, die in Napoleons Wirtschaftsplane den Todeskeim für die britische Vorherrschaft bedeutete. Rücksichtslos in der Wahrnehmung seines Vorteiles, wie es allezeit gewesen ist, benützte England aber auch den Pariser Frieden von 1815, um nicht nur Malta und Ceylon einzustreichen, sondern namentlich Deutschland um die Früchte seiner Siege zu bringen. Unbekümmert darum, daß Blücher bei Waterloo Wellingtons Heer gerettet hatte, verhinderte England durch Unterstützung der französischen Ansprüche die vom Fürsten Hardenberg geforderte Wiedervereinigung der Niederlande und des Elsaß mit Deutschland, nahm dem siegreichen Verbündeten Helgoland ab und unterband durch Einverleibung des damals noch rein burischen Kaplandes die Zukunft der niederdeutschen Rasse in Südafrika. Vom Standpunkte der englischen Staatskunst aus war das ganz folgerichtig. Man bedenke nur, was aus Deutschland geworden wäre, wenn es im Vereine mit den Niederlanden den ungeheueren Aufschwung, den die Dampfschifffahrt in diesem Jahrhunhundert dem Seeverkehr brachte, zu gunsten seiner Weltstellung ausgenützt hätte, anstatt dies England zu überlassen. Hat doch das englische Volk, wie Gladstone einmal mitteilte, in den 80 Jahren von 1815—1895 mehr Kapital angehäuft, wie in den achthundert Jahren seit der normannischen Eroberung. Für England gab es in der That gar keine schlimmere Gefahr, als daß Deutschland durch Vereinigung mit den Niederlanden zu seiner alten Seestellung zurückkehrte. Also handelte es nur mit folgerichtiger echt englischer Klugheit, als es dem Verbündeten von Waterloo auf's neue diese Zukunft unterband! Warum waren wir so thöricht, darauf einzugehn? Wann endlich wird man in Deutschland, Oesterreich, den Niederlanden und Südafrika sich den Schlaf aus den Augen reiben und die Lehren verstehen lernen, die aus dieser Seite der englischen Geschichte klipp und klar sich ergeben?

* * *

Die Siege von Königgrätz und Sedan haben in England keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß Deutschland gewillt sei, mit allem Nachdrucke wieder in den Wettstreit der Völker einzutreten. Doch nur langsam bequemte man sich jenseits des Kanales dazu, die Dinge zu nehmen, wie sie lagen. Das Vertrauen auf den alten erprobten Bundesgenossen, die Kurzsichtigkeit der festländischen Völker, ist noch immer zu festgewurzelt in Downingstreet und Lombardstreet. Sieht man doch dort, wie leicht es ist, Frankreich durch den Gedanken der Rache dermaßen zu betäuben, daß es nur auf das Loch in den Vogesen starrt und darüber nahezu seine sonstigen Aufgaben aufgibt. Selbstverständlich ist auch Deutschland durch diese Haltung Frankreichs in seiner besten Bewegungsfreiheit gelähmt. Es ist gezwungen, ein ungeheueres Opfer für seine Wehrkraft zu bringen und wird von seinen weltwirtschaftlichen Aufgaben sehr wesentlich abgelenkt. Trotz alledem und trotz der Kraftvergeudung die eine unerquickliche aber unabänderliche Begleiterscheinung unseres in Waffen starrenden Friedens ist, hat der deutsche Gewerbefleiß dem englischen Schritt für Schritt Boden abgewonnen. Der deutsche Handel ist in den letzten dreizehn Jahren um 1300 Millionen gestiegen, der englische um 800 Millionen Mark gesunken. Man müßte in England mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu erkennen, daß es nächst Rußland für Großbritannien gar keinen schlimmeren Feind, als Deutschland, gibt. Indien und das Großgewerbe: das sind die Stellen, an denen England verwundbar ist. Rußland marschiert über Afghanistan nicht zielbewußter auf jenes los, als Deutschland dies bedroht. Man bedenke, um das voll zu würdigen, wie sehr das Großgewerbe des heutigen Englands Seele ist, wie sehr seiner Förderung alle Stände dienen, Adel, Arbeiter, Geistliche, Krone, Volksvertretung, Flotte und Staatsmänner. Dies Großgewerbe, das in allen Hauptstoffen 50—70 v. H. der gesamten Erzeugung Europas herstellt, das 75 v. H. aller Seefrachten der Erde auf englischen Schiffen gehen läßt, bedrohen: das ist in der That eine ungeheuere Herausforderung. Mit triftigem Grunde tritt daher England bei jeder sich bietenden Gelegenheit der deutschen Ansiedelung, den Fortschritten des deutschen Handels und der deutschen Gewerbe entgegen. Ihm daraus deutscherseits Vorwürfe zu machen, ist geradezu kindlich. Freilich wird diese Harmlosigkeit noch übertroffen durch gutmütige Staatsmänner, die im englischen Fahrwasser das wahre Heil der deutschen Zukunft suchen. Täuschen wir uns doch nicht einen Augenblick über unsere Lage! So sicher wir durch den ganzen Entwickelungsgang unserer Geschichte in die alldeutsche Bewegung hineingetrieben werden, so sicher das nächste Losungswort dieser Staatskunst lautet: „Sicherung unseres Wirtschaftsgebietes in Mitteleuropa und über See" — so sicher muß jeder englische Staatsmann uns bekämpfen, der den Anforderungen seines Landes dient. Daß die Staatskunst von Downingstreet nach wie vor diese britischen Forderungen sorgfältig zu verhüllen und mit der alten Schlauheit festländische Staaten für britische Zwecke in's Feld zu locken trachten wird, versteht sich ja von

Deutschland und England.

selbst. Ein deutscher Staatsmann aber, der nach allen Erfahrungen der Geschichte noch glaubt, sich auf England stützen zu können, der sollte doch wirklich nachgerade unmöglich und undenkbar sein.

Es gibt nur einen Preis, um den wir zwar nicht Englands Achtung und Freundschaft, aber seine Bundesgenossenschaft erkaufen können: die Rückkehr zu dem alten Zustande schmachvoller Zerrissenheit, politischer Ohnmacht und wirtschaftlicher Not, wie sie im achtzehnten Jahrhundert im deutschen Vaterlande herrschten und wie sie dem deutschen Reiche und den Niederlanden abermals drohen, wenn die alldeutsche Frage nicht bald und gründlich erledigt wird.

„Nein, wenn wir unser Blut dransetzen sollen,
So sei's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit, als die Knechtschaft ein!"

* *
*

Englands Vereinsamung.

Ehe wir es zur Wiederkehr jener elenden Erniedrigung kommen lassen, wollen wir doch lieber Englands Zorn in Fassung und Ergebung zu tragen versuchen. Es ist wirklich nicht allzu schwer! Englands unabänderlicher Gegensatz zu Rußland macht Mitteleuropa, beziehungsweise, wenn Frankreich sich auch seinerseits von Mitteleuropa losgelöst hält, die Dreibundmächte zum Zünglein an der Waage. Rußland hat sich davon überzeugt, daß es ohne Deutschlands Unterstützung sich an seiner Westgrenze mindestens unbehaglich fühlen muß und seiner geschichtlichen Aufgabe entfremdet wird, die es nach Osten drängt. England versucht in verzweifelter Weise, einen europäischen Kriegsbrand zu entfachen, um Rußlands Thätigkeit im Osten zu fesseln. Daher das fortgesetzte Schüren englischer Wühler in den Balkanländern. Nachdem sehr gegen englische Wünsche Kreta beruhigt war, Macedonien den Aufstand scheute, die englischen Zetteleien in Syrien und Konstantinopel nicht verfangen hatten und Europa sich durchaus nicht für die vortrefflichen Armenier erhitzen wollte, ist denn nun doch endlich Kreta zum Aufstande gebracht und die Leidenschaft in Griechenland zur Siedehitze getrieben. Bei der entsetzlichen Schuldenlast Griechenlands würde die Zuversichtlichkeit der Athener ohne englische Unterstützung gar nicht erklärbar sein.* Voraussichtlich wird bald auch an anderer Stelle die Verhetzung der mohamedanischen Welt aufs neue beginnen, denn die Menschlichkeit und das Christentum —m. a. W. die „britischen Interessen" — fordern einen Weltbrand im europäischen Osten. Zum Glücke ist es der deutschen Politik gelungen, Rußland mit Oesterreich auf besseren Fuß zu bringen. Und damit ist auch Deutschlands Verhältnis zu Frankreich mittelbar gefestigt. Wenn auch die Spannung, die der französische Rachegedanke nun einmal erzeugt hat, sich nicht heben läßt, so liegt es andererseits

*) Die „Lord Byron-Gesellschaft" teilte d. T. mit, daß für die vorläufige kretische Regierung bei dem Crédit Lyonnais in London ein Konto eröffnet sei, dessen Schatzmeister die Unterhausmitglieder William Allan und F. Stevenson seien.

dringend im russischen Nutzen, französische Putsche gegen Deutschland niederzuhalten, welche die Festigkeit seiner guten westlichen Beziehungen lockern müßten. Andererseits hat Frankreich nicht die geringste vernünftige Veranlassung, für England in Aegypten und Ostasien die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Richtig ist ja, daß Rußlands Vorgehen in der Mandschurei und in Korea deutsche Entwicklung einschnürt. Aber die Verständigung mit Rußland erscheint für uns in Ostasien doch nicht ausgeschlossen. Auch ist zu berücksichtigen, daß wir bei der jetzt von Rußland eingeschlagenen Wirtschaftsstaatskunst als Frachtnehmer des russischen Durchgangsverkehrs auch gewinnen; der Verkehrsaufschwung, den die russisch-sibirisch-chinesische Riesenbahn herbeiführen wird, bringt Deutschland doch neben unverkennbarer Schädigung auch ebenso unleugbare Vorteile.

Jedenfalls ist der Widerstreit unserer Aufgaben in Ostasien mit den russischen und französischen nicht so groß, daß er zum Angelpunkte der deutschen Staatskunst gemacht werden dürfte. Es kommt dazu, daß in französischen Neuländern der deutschen Ausfuhr erfahrungsgemäß ein gesundes Absatzgebiet gewahrt bleibt. Neben französischen wahren sich deutsche Erzeugnisse durchaus ihren Platz. Wo aber der englische Geschmack Platz greift, da bürgern deutsche Erzeugnisse sich sehr viel schwerer ein — obwohl die Vorschrift des „made in Germany", uns ja auch da wesentlichen Vorschub geleistet und den englischen Zwischenhandel vielfach verdrängt hat.

Mitteleuropa braucht England nicht. England aber braucht uns. Es hat uns stets gebraucht. Der Unterschied zwischen Zukunft und Vergangenheit wird nur der sein, daß die Festlandstaaten ihr gutes Schwert fortan nur für ihre eigenen Angelegenheiten ziehen und daß sie jeden England geleisteten Dienst sich bezahlen lassen — sofort und baar, wie es unter vielhundertjährigen so guten Freunden sich von selbst versteht.

* *
*

Das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet.

Wenn nun aber Frankreich aus der mitteleuropäischen Rechnung insofern ausscheidet, als es auf seine Rachepläne durchaus nicht verzichten will; nun, so werden wir uns auch mit dieser Thatsache abfinden müssen. Die Last des deutschen Friedenspanzers ist ja drückend. Aber wenn wir unsere Geschichte einmal aus der Blickweite des letzten Jahrtausends betrachten, so kommen wir doch wohl zu dem Schlusse, daß die Einheit und der Wohlstand Deutschlands das Opfer wert sind. Das aber geht aus der Betrachtung unserer Geschichte und der neuzeitlichen Weltwirtschaft doch als ganz unabweisbare Forderung hervor, daß Deutschland, Oesterreich, Italien, die Balkanstaaten, die beiden Niederlande und die Schweiz, womöglich auch die nordischen Länder sich unter Einschluß ihrer Neuländer über ein gemeinsames, nach innen freihändlerisches oder abgestuftes, nach außen stark geschütztes Zollwesen einigen müssen, wenn sie gegenüber dem russischen, englischen und allamerikanischen Riesengebiete ihre wirt-

schaftliche Daseinsberechtigung, das tägliche Brod für ihre Bevölkerung sich wahren wollen.

Das Zollbündnis zwischen den britischen Kronländern ist Dank der Bewegung der Imperial federation league nur eine Frage der Zeit. Mit Recht weist Dr. Alexander Peez in seinem bereits erwähnten vortrefflichen Werke „Zur neuesten Handelspolitik" darauf hin, daß die im Jahre 1895 bei den Verhandlungen über das „internationale Schienenkartell" allseits erfolgte Zustimmung, den indischen Markt ausschließlich England zu überlassen, bereits auf eine Anerkennung des „Größer-Britannien" hinauslaufe. Denn klar kommt doch in diesem Zugeständnisse des festländischen Großgewerbes zum Ausdrucke, daß Indien allein dem englischen Einflußkreise angehört. Das indische Tarifgesetz von 1894 ist gleichfalls ein Schritt zu dem britischen Bündnisse. Der immer fühlbarer werdende Wettbewerb der belgischen und deutschen Großgewerbe wird nur zu bald auch Australien und die übrigen britischen Neuländer zu dem Anschlusse an den großen britischen Weltbund treiben.

Das im Juni d. J. bevorstehende Herrscher-Jubelfest der Königin Viktoria wird in einer großartigen Kundgebung dies der Welt beweisen. Auf Chamberlains Anregung sind die vorsitzenden Minister aller mit Selbstverwaltung ausgestatteten britischen Neuländer eingeladen, der denkwürdigen Feier als Gäste der Königin beizuwohnen. Die Einladung hat, wie Chamberlain in Birmingham mitteilte, überall warme Aufnahme gefunden, und es soll während der Festtage eine Beratung der sämtlichen britischen Uebersee-Staatsleiter in London über die Einzelheiten des Zusammenschlusses aller britischen Neuländer zu einem britischen Weltreiche stattfinden. Ihr Seitenstück soll diese Kundgebung in einer Truppenschau finden, in der sämtliche Neuländer durch starke Abordnungen vertreten sein werden. Denn auch die Frage der gemeinsamen Landesverteidigung steht neben der einer engeren handelsstaatlichen Verbindung auf der Tagesordnung dieser großartigen Beratung.

Ueber Rußlands Zukunft brauche ich nicht viele Worte zu verlieren. In seinen Rieseneisenbahnen hat es seine „thönernen Füße" durch stählerne ersetzt. Seine alte Feindin, die Entfernung, ist überwunden; der Austausch zwischen Stadt und Land findet über tausende von Meilen hin zu Frachtsätzen statt, die den rohen Osten ebenso begünstigen, wie sie den entwickelteren Westen vor die entsetzlichsten wirtschaftlichen Kämpfe stellen. Die Ueberwindung dieser Gefahr aber ist für Rußland gegeben in dem Aufblühen seiner durch starke Zölle beschützten Betriebsamkeit. Schon drückt der russische Zucker den deutschen Markt; und die russische Baumwollenspinnerei, die bereits aus dem russischen Merv ihre Rohstoffe bezog und nun immer neue südliche Pflanzungsgebiete sich eröffnet sieht, wird in sehr naher Zukunft mit ihren schon jetzt etwa 5 Millionen Spindeln den mitteleuropäischen Gewerbefleiß ernstlich bedrohen. Diese Sachlage wird mit jedem Schritte bedrohlicher, den Rußland dem chinesischen Meere und dem

persischen Meerbusen näher kommt. Denn ohne heiße Pflanzungsgebiete ist eine gesunde Weltwirtschaft heute nicht mehr denkbar.

Dieser Austausch zwischen Landwirtschaft und Großgewerbe einerseits und heißen Pflanzungsgebieten andererseits ist auch die Gefahr, die unserer Wirtschaftsstaatskunst in Amerika droht.

Die Uebertragung der Monroë-Doktrin auf das wirtschaftliche Gebiet wird ja, wie Eingangs bereits erwähnt, durch starke völkische Gegensätze erschwert und mehr vielleicht noch durch die ungeheuere Verschuldung der Yankees an das englische Geld. Immerhin geben die Vorgänge in Kuba ernsthafte Ursache zur Aufmerksamkeit für Europa, und die Wahl Mac Kinleys läßt an der Stimmung der Vereinigten Staaten keinen Zweifel übrig. Das Streben geht dahin, den südamerikanischen Markt für die nordamerikanischen Eisen- und Baumwollenerzeugnisse u. s. w. ausschließlich zu erobern und dagegen dem südamerikanischen Pflanzer ausschließlich den nordamerikanischen Markt zu eröffnen.

Wir betreten das Gebiet der Zukunft, wenn wir uns diese Weltwirtschaft der drei großen Reiche durchgeführt denken. Aber die Entwickelung drängt dahin, daß „Größer-Britannien" mit 17 v. H. der Erdoberfläche und 21 v. H. der Bevölkerung der Erde ein durch Zollschranken nach außen abgeschlossenes, in sich zollamtlich offenes Gebiet darstellt. Die Entwickelung drängt ebenso dahin, daß Allamerika mit 22 v. H. der Erdoberfläche und 7 v. H. der Erdbevölkerung ein ebensolches in sich abgeschlossenes Reich bilden wird. Und was Rußland betrifft, das heute ohne China bereits 16 v. H. der Erdoberfläche und 7 v. H. der Erdbevölkerung umschließt, so ist es geradezu schwindelerregend, sich dessen welterdrückende Stellung nach völliger Unterwerfung und Aufsaugung Nordchinas auszumalen.

Was können die Staaten Mitteleuropas der erdrückenden Wucht dieser Riesenreiche gegenüber anders tun, als sich auch ihrerseits — mit oder ohne Frankreich — zu einem Gegenbunde zusammenzuschließen und sich alle diejenigen kleineren Staaten anzugliedern, die als Absatzgebiete oder Wegraststellen das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet ergänzen und die durch ihren völkischen Gegensatz zu Rußland oder England sich keinem dieser beiden Riesenreiche anschließen können?

Die Notwendigkeit dieser Wirtschaftsstaatskunst ist auch in Frankreich längst erkannt. Der „Constitutionel" ist bereits im Jahre 1894 sehr lebhaft dafür eingetreten, dem allamerikanischen Zollvereine einen europäischen Zollverein als Antwort entgegen zu stellen. Aber so lange das französische Volk in der Blickstarre des Rachegedankens das Sehen und Hören verloren hat, ist es zwecklos, die Franzosen in staatlichen Zukunftsfragen als eine ernsthafte und berechenbare Thatsache zu nehmen.

Dagegen sind die Dreibundmächte durch ihre Vergangenheit darauf hingewiesen, die alte Handelsstraße nach Byzanz und Kleinasien wieder kräftig zu eröffnen, die im 17. Jahrhundert durch die Türken unterbunden wurde. Das Gebiet der heutigen Türkei und die Balkan-

Von hier ab bis S. 32 oben wörtlich abgedruckt in von der Bleck, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der german. [illegible] (1916, S. 18 unten bis 32 [illegible])

staaten sind des Dreibundes unentbehrliches Hinterland und geeignet, einen Teil des starken Geburtenüberschusses von Deutschland und Oesterreich aufzunehmen. Dazu kämen die Ueberseeländer Deutschreichs und, was sehr viel wichtiger ist, Hollands Neuländer und Südafrika als überseeisches Ergänzungsgebiet; kurz wir hätten eine Länder- und Völkergruppe bekommen, die mit einiger Ruhe sich in sich selbst entwickeln und geistig wie leiblich ausleben könnte. Kein Wunder also, daß dieser Gedanke bereits von unseren besten Volkswirten gedacht ist: Friedrich List, Helmut von Moltke, Rodbertus, Roscher, Paul de Lagarde haben seit Jahrzehnten auf die Notwendigkeit dieser Entwickelung hingewiesen. Dr. Lujo Brentano, sowie die Oesterreicher Dr. Peez, Dr. Skala, Dr. Beurle und andere Anhänger der Listschen Richtung sind eifrige Vorkämpfer des Gedankens, und in den Niederlanden ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit dieser wirtschaftlichen Gruppierung Mitteleuropas eine der stärksten Triebfedern der alldeutschen Bewegung. Die Bedeutung der wirtschaftlichen Einigung für den staatlichen Zusammenschluß liegt auf der Hand.

* * *

Deutsche Denkfehler.

Wenn in dem politischen Wetterwinkel des Balkangebietes die malerischen Völkerschaften sich mit einem Eifer die Hälse abschneiden, der in bedauerlichem Gegensatze zu der Gemeinsamkeit ihrer wirtschaftlichen Aufgaben steht, so braucht man deswegen noch nicht gerade an der Zukunft Mitteleuropas zu verzagen. Peinlicher ist es bereits, daß das Haus Habsburg, seiner deutschen Sendung vergessen, Polen und Jesuiten zu Liebe eine auf Unterdrückung des Deutschtums abzielende Staatskunst treibt, die doch nur verständlich wäre, wenn es in der Welt weder Rußland und den Panslavismus, noch das auf Oesterreichs Zerfall sehnsüchtig wartende England gäbe. Schlimmer als alles dies ist aber für die deutsche Entwickelung, daß unser Volk aus allen blutigen Lehren seiner Geschichte noch immer nicht die Nutzanwendung für Gegenwart und Zukunft zu ziehen gelernt hat. Nachdem Deutschland durch die Ereignisse von Königsgrätz und Sedan die übrigen Völker so unsanft daran erinnert hatte, daß es entschlossen sei, den ihm gebührenden Platz in der Welt zu behaupten, mußte es selbstverständlich seine ganze Spannkraft zusammenfassen, um nicht von den überraschten und so unliebenswürdig aufgerüttelten Nachbaren einfach zermalmt zu werden. Die Vertiefung des völkischen Gedankens war die erste sittlich-staatliche Forderung, die aus der deutschen Einheit sich ergab; sie brachte von selbst die zweite Forderung, daß der deutsche Einheitsgedanke nun auch zu Ende gedacht werden müsse: „das ganze Deutschland soll es sein!"

Wie sieht es aber hiermit im deutschen Reiche aus, diesem Lehrmeinungsparadiese großer Kinder? Von allen Seiten her durch völkisch gefestigte Gegner in den Entscheidungskampf um den Fortbestand ihres Volkstumes gestellt, ist die Mehrzahl der Deutschen in ihrem

staatlichen Denken noch nicht aus dem Gedankenkreise des achtzehnten Jahrhunderts herausgekommen, und während England und Rußland sich Stück um Stück der weiten Erde einstecken, während die Polen von dem Großwerke der Marienburg, die Tschechen von der Gründung Karls IV., die Hunnen von der deutschen Gesittung im Donaulande Stein um Stein niederreißen, träumt der Deutsche wie ein argloses Kind den unseligen Traum von völkerbeglückendem Weltbürgertume und dem Himmelsbilde des ewigen Friedens.

Mit einem Gemische von Staunen und Verachtung sieht man im Auslande, wie diese geradezu krankhafte Unfähigkeit zu gesundem staatlichem Denken die Deutschen wieder und immer wieder um die Früchte ihrer geistigen und kriegerischen Leistungen bringt. Wir sind ganz zweifellos das beste Kriegervolk der Erde! Zwei Jahrhunderte lang stützte die deutsche Kraft das morsche Römerreich; denn nur durch Deutsche konnte die deutsche Urkraft gebrochen werden. In sieben Völkerschlachten — im Teutoburger Walde, auf der katalaunischen Ebene, bei Tours und Poitiers, auf dem Lechfelde, bei Liegnitz, vor Wien gegen die Türken und bei Waterloo — haben wir Europas Gesittung errettet.

Wir sind das tüchtigste Volk auf allen Gebieten des Wissens und der schönen Künste!

Wir sind die besten Ansiedler, die besten Seeleute, ja selbst die besten Kaufleute!

Und dennoch kommen wir nicht zu unserem Anteile an dem Erbe der Welt, weil wir nicht lernen wollen, aus der Geschichte heilsame Belehrung zu schöpfen. Ist es denn nicht endlich genug der völkischen Schmach, der völkischen Selbsterniedrigung, der Schändung deutschen Geistes durch Frankreich, Rom, England, Slaven und Hunnen, der Preisgabe deutschen Gebietes? Will man nicht endlich in Deutschland verstehen lernen, daß alles Unglück unserer Geschichte seit tausend Jahren aus dem unseligen Hange der Deutschen zu weltbürgerlichen Hirngespinnsten geflossen ist? Ultramontanismus, internationaler Sozialismus, Kosmopolitismus und wie alle diese Fremdwörter für undeutsche Geistesrichtungen heißen: was sind sie denn anders, als verschiedene Formen dieser verkehrten Denkrichtung, die uns dem Auslande so unverständlich macht?

Ich sehe den Zorn auf der Stirn manches guten Deutschen aufflammen, der diese Zeilen liest; ich höre als Einwand den Hinweis auf unsere Siege und den blutigen Ernst, mit dem wir unserem Schwerte Geltung und unserer Art Achtung verschafft haben. Desto schlimmer für uns, daß wir das im heiligen Zorne Erkämpfte nicht zu bewahren und täglich neu zu erobern verstehen! Wir haben noch immer nicht gelernt, uns gleich Engländern, Russen und Amerikanern, ja gleich Hunnen, Slowenen und Slowaken an die Spitze unserer eigenen Geschichte zu setzen; zerstreut und verträumt bummeln wir hinter unserer Geschichte her. Daß das deutsche Reich nicht den Abschluß, sondern den Anfang unserer völkischen Entwickelung bildet, diese handgreifliche Wahrheit ist einstweilen noch keineswegs Gemeingut der

Deutschen, sondern lediglich einer kleinen Schaar von Gebildeten — womit ich nicht verbohrte Vielwisser, sondern Männer von Herz und Verstand meine. Dem großen Haufen, der im Grunde des Herzens noch heutigen Tages „partikularistisch", also nach Stämmen denkt, gilt der alldeutsche Gedanke noch als hirnverbrannte Redensart und Träumerei. Lassen wir ihn! Vor fünfzig Jahren hat derselbe Haufe mit seinem Stumpfsinne Friedrich List, vor neunzig Jahren Heinrich von Kleist in den Tod getrieben; heute leben ihre Gedanken bereits in Tausenden von Köpfen, in abermals fünfzig Jahren werden sie das breite Weideglück der deutschen Heerde bilden. Und eben darum, weil geschichtliche Entwickelung in folgerichtiger Sicherheit zum Ziele des gesamtdeutschen Geistes- und Staatslebens führt, braucht uns um die Zukunft der deutschen Art nicht bange zu sein. Immerhin ist es nützlich, von Zeit zu Zeit nach den Ursachen der Stockung in unserer Entwickelung zu forschen.

* * *

Lichtseiten der deutschen Zerlassenheit.

Bei der Untersuchung der Ursachen unseres zerlassenen staatlichen Denkens machen sich viele die Sache leicht, indem sie dies lediglich aus unsererer geistigen Beanlagung erklären. Ich suche die Erklärung auch hierfür in der Geschichte; man versteht ein Volk nur, wenn man weiß, wie es geworden ist. Fassen wir das deutsche Leben zu jener Zeit ins Auge, die uns über die weite Erde hin den Ehrenamen — oder, wenn man will, Spottnamen — der Dichter und Denker eingetragen hat, so scheint in der That der deutsche Widerspruch zwischen geistiger Halbgötterkraft und staatlicher Ohnmacht sich aus einem Fehler unseres schönsten Vorzuges zu erklären: wir erscheinen als das Volk des abgezogenen Denkens, als Riesen der Vergeistigung. Zweifellos liegt ja ein großer Teil der Weltbedeutung des Deutschtums nach dieser Seite hin. Was immer fremde Völker auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet haben: das bleibt den Deutschen unbestritten, daß sie vor allen die einzelnen Wissenszweige zum Kranze innerer Einheit geordnet und gewunden haben. Die größten Künstler der Geschichtsschreibung, wie Niebuhr, Ranke, Mommsen, die schöpferisch aufbauenden Köpfe der Erdbeschreibung, wie Ritter, Humboldt, die Aufbauer der Naturwissenschaften, wie Liebig und Helmholtz: das waren Deutsche, an die selbst ein Macaulay und ein Darwin nicht heranreichen. Den Himmelstrost der Töne, der empor zu den Gefilden der Seligen, wie zu den bleichen Schatten der Nacht hinab dringt, das ganze rätselhafte Dasein uns erschließend: den konnte nur ein Beethoven uns bieten. Von der Geistestiefe der deutschen Philosophie zu sprechen ist ebenso überflüssig, wie daran zu erinnern, daß die menschlichste aller menschlichen Dichtungen, Goethes Faust, doch auch zugleich die deutscheste ist. Nur auf deutschem Boden konnte eine Kunstrichtung, wie die der Mengs und Winckelmann entstehen, die losgelöst von allem Erdreiche in einer verklärten Welt der reinen Formen ihre Heimat suchte. Aber hier in der Schwäche dieser ungesunden Richtung der bildenden

Kunst, die doch zeitlebens auf die wirkliche Welt der Erscheinungen angewiesen bleibt, haben wir auch bereits den Schlüssel des Rätsels: der deutsche Hochsinn, wie man in berechtigtem Bildungsstolze die Erhebung des deutschen Geistes über die Alltäglichkeit genannt hat, ist die tapfere Gegenwehr gegen einen von der geschichtlichen Entwickelung diesem Geiste angethanen Zwang gewesen. Die tiefe Sehnsucht, mit der alle freiheitsdürstenden Geister am Ende des vorigen Jahrhunderts sich emporrangen zu dem beglückenden Himmelstraume reiner Menschlichkeit: sie entsprang doch nur dem Ekel an den jammervoll trostlosen Zuständen des damaligen deutschen Lebens. Zu sehr wirkte im Blute des vierten und fünften Geschlechtes noch die Schändung nach, die der dreißigjährige Krieg dem deutschen Selbstbewußtsein angethan hatte, zu tief waren Fürsten und Adel ihrer Mehrheit nach in Fremdsinn verknechtet, zu sehr war der deutsche Bürger zurückgezogen lebend geworden, als daß die Gebildeten des achtzehnten Jahrhunderts den völkischen Gedanken hätten als Quelle der Wiedergeburt erkennen können. „La bassesse n'avait eu jamais autant de génie“ heißt es mit Recht in den vor einigen Jahren erschienenen Erinnerungen Talleyrands vom Erfurter Fürstentage. In die Tiefe des eigenen Geistes und Herzens, in das Wesen, das allerletzte Wesen der Dinge, drängte daher die deutsche Gedankenwelt; und wir wollen unserem Geschicke dankbar bleiben für den kostbaren Schatz, den die deutsche Art in dieser Tiefe gehoben hat. Nie mehr, so lange es Deutsche gibt, wird man darauf verzichten, die tiefsten und höchsten Fragen mit kühnem Ernste zu erforschen und ihr innerstes Leben künstlerisch, wie dichterisch zu gestalten. Aber andererseits lehrt uns die Geschichte, daß dies höchste Gut der Menschheit, der deutsche Hochsinn, sich nur bewahren läßt in der starken Schale der völkischen Entwickelung.

Mit reuevollem Schmerze ist das auch in Deutschland erkannt, als Weltbürgerei und Geringschätzung des Staatsgedankens die französische Zwingherrschaft und damit das Ende von Kunst und Wissenschaft herbeigeführt hatten.

Nur ein starkes, reiches, in aller Welt geachtetes Volk kann Kunst und Wissenschaft vor der Vernichtung schützen. Den letzten Aufgaben der Menschheit dienen wir am sichersten, indem wir die eigene Volkspersönlichkeit in krystallener Leuchtkraft herausarbeiten. Ein Volk, das sich bewußt ist, Träger so hoher Menschheitsgedanken zu sein, wie das deutsche: das ist nicht berufen, unterzugehen oder den Mörtel zu bilden, mit dem fremde, minderwertige Völkerschaften ihren bewußt völkischen, also undeutschen, also nach unserer Auffassung der menschlichen Entwickelung feindlichen Staat aufbauen.

* * *

Sonderbar, daß gerade an diesem Punkte die sonst so viel gerühmte Folgerichtigkeit des deutschen Denkens versagte! Nicht die deutschen Philosophen, sondern die Kolbenstöße des Vermächtnisvoll- *Sittenlehre des völkischen Gedankens.*

streckers der französischen Staatsumwälzung haben uns im Anfange des Jahrhunderts zu dem Sittenbegriffe des völkischen Gedankens zurückgebracht. Und doch hätte man gerade in den Tagen des „kategorischen Imperativs" nicht allzuweit gehabt zu dem Rechte des Stärkeren in der Sittenlehre, wie es als Folge des „Unbewußten" sich ergibt. Und zu welch ganz anderem Gottesbegriffe wäre man aus dieser Blickweite gekommen! Gott, der dem Menschen seinen lebendigen Odem eingeblasen hat, denkt in uns. Er drängt uns durch unser Gewissen, die in uns gelegten Eigenschaften zu reiner Vollendung heraus zu arbeiten. Er will den Kampf Aller gegen Alle, damit die Besten, Tüchtigsten als Sieger daraus hervorgehn. Der Starke soll herrschen. Er soll seine Eigenschaften der Nachwelt vererben, er soll zur Sippe, zur Volkheit und letzten Endes zur Menschheit sich erweitern, der mit dem Weideglücke gotteserbärmlicher Heerdenmenschen nicht vorwärts geholfen werden kann.

Den „Altruismus" nur, die edelmütige Rücksicht auf das innerlich verdiente Recht des Gegners, die ritterliche Großmut gegen die Schwachen, hat Gott zum Schutze gegen Verrohung in die Menschenbrust gelegt. „Aufwärts geht unser Weg von der Art hinüber zur Ueberart. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, der spricht: Alles für mich!" so lehrt Nietzsches Gletscherweisheit, zu demselben Schlusse gelangend, wie wir aus der geschichtlichen Betrachtung heraus.

Auch die Naturwissenschaft lehrt, daß der großmütige Edelsinn, den vom Starken die anderen Starken unweigerlich fordern, nicht ungestraft bei Seite gesetzt wird. Dies ist von den Gottesgelehrten bei ihren Angriffen auf Darwins Lehre nicht genügend beachtet. Abgesehen von den geschlechtlichen Beziehungen bevorzugen wir nicht ohne Grund Leute mit edelgezeichnetem Gesichtsausdrucke; unwillkürlich fühlen wir heraus, daß hinter solchen Zügen sich großmütigeres und nützlicheres Wesen verbirgt, als hinter häßlichen Gesichtern. Lombroso macht hierüber sehr lehrreiche Mitteilungen in seinem Werke „Der Verbrecher". „Einen wirklich Ehrlichen mit vollständigem Verbrechertypus habe ich unter 400 Individuen nur einmal gefunden. . . So muß ich denn sagen, daß die typische Verbrecherphysiognomie nur ausnahmsweise bei ehrlichen Leuten, fast regelmäßig aber bei Verbrechern vorkommt. . . . Das instinktive Erkennen des Verbrechertypus ist eine schwer zu erklärende Thatsache, zweifellos gibt es aber Personen, besonders unter den Frauen, die diese Gabe in hohem Grade besitzen und auf dem Widerwillen, den sie beim ersten Anblick gewisser Physiognomien empfinden, ihr meist zutreffendes Urteil begründen." Wer denkt hierbei nicht an das heimliche Grauen, das Gretchen beim Anblicke von Mephisto's widrigem Gesichte beschleicht! Lombroso erklärt diesen unwillkürlichen Abscheu vor Spitzbubengesichtern aus vererbter Erfahrung. „Der Eindruck, den unsere Väter unseren Kindern hinterlassen haben, ist gleichsam zum unbewußten Wahrnehmen geworden, ähnlich demjenigen der kleinen Vögel, die in unseren Wohnungen groß geworden, vor

Schreck mit Flügel und Schnabel gegen die Gitter des Käfigs schlagen, wenn sie einen Raubvogel vorüber fliegen sehen, der nicht ihnen, sondern ihren Voreltern bekannt gewesen ist . . . Die Beobachtung am Lebenden bestätigt auch, wenn auch weniger sicher als die an der Leiche, das häufige Vorkommen von Mikrocephalie, Asymmetrie, Schrägheit der Augenhöhlen, Vorspringen der Kiefer, Auftreibung der Stirnhöhlen. Sie hebt neue Thatsachen von Aehnlichkeit zwischen Irren, Wilden und Verbrechern hervor." Nun fährt, wie Dr. A. Plötz in seinem Werke „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" sehr treffend hervorhebt, „im allgemeinen derjenige Mensch im Kampfe ums Dasein besser, der Geschmack an äußeren Formen hat, deren Besitzer, wie z. B. altruistische Naturen, seinem Lebensprozeß förderlich sind." So würde sich die allmähliche Herausbildung unseres Wohlgefallens an Edelsinn und Hochherzigkeit vom darwinistischen Standpunkte aus hinreichend erklären, wenn es auch noch Geheimnis bleibt, warum dieser und jener seelische Zug an diese und jene Thätigkeit des Körpers gebunden ist. Immerhin ist es wichtig, daß die festen Beziehungen von Seelenthätigkeit und Körperform vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus sich ebenso klar erweisen, wie vom Begriffe der in uns nach außen drängenden Gottheit aus.

Es erscheint mir dringend nötig, hierauf mit Entschiedenheit hinzuweisen, weil hier der Punkt ist, an dem Nietzsche in seiner krankhaften, von überlebhaftem Stimmungswechsel beeinflußten Entwickelung die Folgerichtigkeit verlassen hat. In allzustraffer Ueberspannung des Begriffes „Uebermensch" dem griechischen Titanentume nachstrebend, warf er Großmut und Gewissen über Bord, die er sonst so stark betont hatte, und verlor damit das Gleichgewicht der Seele.

Auch das war schon vor Nietzsche da und in wahrlich bestechenderer Form, wie der bleiche, landflüchtige Mann, der in Halykoniersehnsucht am Felsengestade des südlich blauen Meeres traumverloren einherirrt, bis schließlich die Nacht des Geistes den Ruhelosen umfängt. Seine Lehre Zarathustras ist doch im wesentlichen nur die Neubelebung jenes Satzes, den schon Aristoteles ausgesprochen hatte: „deren gibt es kein Gesetz, denn sie selber sind Gesetz." Auch in der Renaissance war diese sprühfeurige Weltanschauung wieder aufgelebt. Aus der von jener mit Vorsicht und feinem Takte geübten Handhabung hat Nietzsche in ätzender Schärfe die harte und verletzende Regel abgezogen. Daß dem stärkeren Geschlechte viel gestattet wird, was dem Weibe Sitte und Natur unweigerlich verbieten; daß den Fürsten und geistigen Herrschernaturen viel nachgesehen wird, was dem gemeinen Manne unverziehen bleibt; daß quod licet Jovi non licet bovi: diese Empfindung war in der Renaissance noch durchaus lebendig. Auch der Führer des Bauernaufstandes, wie Nietzsche Luther nennt, war weit davon entfernt, diese Auffassung in der fürstlichen Lebenshaltung auszurotten. Erst aus dem völkischen Gedanken und der Zweiheitslehre seines Gottesbegriffes heraus ist auch im Grundsatze jene Anschauung der Renaissance überwunden. Das feinere sittliche Gefühl

legt dem Starken in der Beherrschung des befreiten Geistes doppelt schwere Pflichten auf. „Adel verpflichtet." „Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden." Zu dieser schlichten und ewigen Wahrheit konnte Nietzsche nicht gelangen, weil er an entscheidender Stelle den völkischen Gedanken verlassen hatte. Jedem aufmerksamen Beobachter dieses mehr künstlerisch-dichterischen, als wißbegehrlich unbefangenen Geistes wird dies ohne weiteres klar. Seinem Andenken kann kein schlechtererer Dienst erwiesen werden, als durch den Unfug, den freche und ungewaschene Geister beim gehirnumnebelnden Absynth im „Café Größenwahn" mit Nietzsches Uebermenschentum zu treiben pflegen. Für diese Schmarotzer am Baume des deutschen Schrifttumes, die ihre sittliche Leere und Verworrenheit für geistige Freiheit und Heldengröße uns auffälschen wollen, ist die schwüle Blütenpracht des Einsamen von Sils-Maria ein betäubendes Gift geworden; die Lehre von der allein herrlichen Rohkraft, die sie aus Nietzsche herleiten, ist eine neue Form des Ohnehosentumes, frecher und ausgemergelter, wie jenes vor hundert Jahren. Denn Marats Rotmützen waren doch nur das Zerrbild jenes Römertumes, das Louis David in der Kunst verherrlicht hatte. Hier aber wird aus dem deutlich bereits die Spuren geistiger Umnachtung zeigenden Weistume Nietzsches die Freiheit allen Halbbegabten und Halbdichtern verkündet, die nicht mehr fähig sind, die Herrschaft über sich selbst zu gewinnen. Einstweilen läuft alles Volk ihnen nach — „groß ist die Diana der Epheser!"

Nein, der Einzelne, und wäre er ein Uebermensch, kann die Aufgabe der Vorwärtsentwickelung der Art nicht erfüllen. Um diesen Beweis zu führen, hätte es nicht des herzbeklemmend tragischen Unterganges des Zarathustra-Weisen bedurft. Aber ebensowenig ist die Entwickelung der Art im Rührbrei allgemeiner Weltbürgerei zu erwarten. Zeugsame Entwickelung setzt vielmehr voraus, daß der Einzelne sich Gleichen gesellt: also Liebe zur Familie, zur Sippe, zum Volke. Der weltgeschichtliche Kampf der Völker ist die Auslese Gottes unter den Volkheiten. Dem Sieger die Beute, denn nur er verdient sie!

Es überrascht uns nicht, diese naheliegende Weisheit schon aus dem Munde der Vorväter zu hören. Aber es mag doch von Belang sein, der Entwickelung des Gedankens in den letzten Jahrhunderten nachzublicken.

Da singt Johann Fischart:

„Auffrecht, treu, redlich, eynig und standhafft
Das gewinnt und erhält Leutt und Landschafft!
Also wird man gleich unseren Alten.
Also möcht man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
Daß sie dieselben auch nachahmen —
Gott stärk' dem Edlen Teutschen G'blüt
Solch anererbt Teutsch Adlersgemüt!" —

Markiger und kürzer faßt Ernst Moritz Arndt die Lehre: „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, also doch auch keine Sittenlehre von Knechten für Knechte. —

„Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter“

singt der Dichter der Braut von Messina, derselbe, der nach dem Zusammenbruche des Traumes von völkerverbrüdernder Freiheit und Gleichheit uns mit Leidenschaft die geschichtliche Lehre gezogen hat:

„An's Vaterland, ans theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“ —

Amseln von Feuerbach schreibt:

„Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde, so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seins und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plane der Natur verzeichnet., Ein jedes soll durch Entwicklung und Ausbildung der vernünftigen Natur der, Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise auf seinem eigenen Wege, mit den ihm eigentümlich zugemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden sein eigener Wohnplatz angewiesen, darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, und die ihm eigenthümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften und mit diesem allem seinen besonderen Charakter, die besondern Sitten, Gebräuche und Gesetze.“ —

Immer stärker und klarer leuchtet die freudige Erkenntnis dieser Sendung und der Ernst des völkischen Gedankens aus allen frischen deutschen Köpfen heraus, je weiter der Werdegang der deutschen Einheit in der Geschichte erkennbar wird:

„So lang des Weltengeistes Arme weben,
So lang die Menschheit wirkt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben
Und bleibt ein Schwert sein ewiges Symbol!“

Alfred Meißner, der Dichter dieses Verses, war ein Volksmann, freilich keiner von den traurigen Gesellen, die noch heute auf den Trümmern der Machtstellung des Deutschtumes in Oesterreich von Weltbürgerei und ewigem Frieden träumen und über das schwertfreudige Jahrhundert jammern, dessen siegende Jugendkraft sie nicht verstehen. Auf den Kehricht mit ihrer knechtsselig feigen Weltanschauung!

Denn das war doch von allem das größte und schönste, was Bismarks Eisenthat uns gegeben hat, größer selbst als die Wiedererrichtung des deutschen Reiches: daß er uns die Freude an der deutschen Volkspersönlichkeit wieder erobert hat und die Wertschätzung der schönsten Blüte des menschlichen Geistes, des Willens. Nicht mehr das Volk der Dichter und Denker zu heißen in dem spöttischen Sinne, in dem das Ausland uns diesen Namen gegeben hat als einer zagen Sippschaft unschlüssiger, in Hirngespinnsten befangener Träumer, sondern

wieder zu sein, was die Vorfahren waren, ein Volk der That: das zittert in leidenschaftlichem Ringen durch unsere ganze neuere völkische Dichtung hindurch.

„Wir sind von des Donnerers Heldengeschlecht,
Wir wollen das Weltall erben;
Das ist altes Germanenrecht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben."

Dies Germanenrecht entspringt, noch einmal sei es gesagt, aus der deutschen Gesittung, der besten dieser Erde. Nicht von gestern ist diese Lebensblüte, sondern immer tiefer leuchtet uns die Erkenntnis auf, daß schon die Vorfahren, wie der bewundernde Tacitus sie schildert, alle die Züge aufwiesen, an denen die Welt genesen konnte und, so Gott will, noch einmal genesen soll. Endlich nach jahrtausendelangem Ringen des deutschen Geistes in den mühseligen Wirrnissen fremder Knechtsschulmeinung ist hier der Punkt gefunden, von dem aus die naturwissenschaftliche Auffassung versöhnt erscheint mit der übersinnlichen. Mit Jubel erkennen wir aus geschichtlicher Forschung, daß schon der Ahnen schlichtem Sinne bei den Urweltmären der Wala, wenn auch dunkel noch, so doch höchster Entwicklung fähig, dieser Sittenbegriff vorschwebte.

Vielleicht am schönsten hat dies Rudolf Watzl ausgesprochen, jener Jüngling, der im Alter von kaum zwanzig Jahren uns entrissen ist, wie ein schöner Flugstern am deutschen Himmel vorübergeschossen. In seinem „Letzten Agilolfing" singt er:

„Ja hoch ist das Lied von der Weltenflucht,
Doch Höheres weiß' ich zu melden:
Gewaltiger selbst, als des Schicksals Wucht,
Ist der eherne Sinn des Helden ....

Und Völker in blutigem Ringen vergehn,
Und andere kommen gezogen;
Und Sonnen versinken und Welten entstehn,
Wie der Meerflut wechselnde Wogen.

Doch das Gute wollen ohn Unterlaß,
Entsagend ewigem Lohne,
Und mannhaft handeln in Liebe und Haß',
Das ziemet dem Wuotansohne.

Und an Minne und Weisheit und Heldensang,
An der grünenden Erde Erneuen,
An schäumendem Horne, an Waffenklang
Und an Freundesliebe sich freuen,

Und sterben, vom Schlachtendonner umtost,
Für das heilige Erbe der Ahnen:
Das ist Wuotans Lehre, ist Wuotans Trost,
Der Heldentrost der Germanen!"

Erfassen wir diesen Trost nur recht, so hat es mit der Weltstellung des Deutschtumes keine Not. Unser ist die Zukunft, denn wir sind die Jungen, nicht die Hunnen, Slaven, Kalmücken und

Baschkiren! Der ganze geistige Entwickelungsgang unserer Geschichte ist einmal unterbrochen. Aber zerbrechen hat auch die Not des dreißigjährigen Krieges, hat selbst die Pest uns nicht können. Das Erfassen des völkischen Gedankens ist den Rohvölkern des Ostens eben darum leichter gewesen, weil sie keinerlei geistiges Gepäck mit sich schleppten. Die Schale ist ihnen eher gereift bevor die Nuß sich nur angesetzt, geschweige denn gebildet hat. Uns hingegen ist der völkische Gedanke die schützende Schale, in der wir die köstlichste Geistesblüte des Menschengeschlechtes, die deutsche Gesittung, als Inhalt fassen. Also vorwärts in den Kampf für die deutschen Ziele und „soweit wie der sausende Hammer fliegt, sei unser das Land und die Erde!“

* * *

Hochdeutsches, niederdeutsches und englisches Leben im 16. und 17. Jahrhundert.

Es würde aber ein verhängnisvoller Irrtum in der Prüfung unserer geschichtlichen Fehler sein, wenn wir den dreißigjährigen Krieg als die alleinige oder auch nur hauptsächliche Quelle alles deutschen Unglückes bezeichnen wollten. Nein, um zu dieser Quelle zu gelangen, müssen wir den Stollen tiefer treiben in den Fels der Geschichte. Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, war die deutsche Entwickelung bereits längst in verhängnisvoller Weise unterbunden durch die staatliche und leider auch geistige Trennung der Niederlande vom Reiche. Es ist notwendig, auf die Bedeutung dieser in der erwähnten Schrift über die „alldeutsche Bewegung und die Niederlande“ näher von mir behandelte Thatsache hinzuweisen, um die deutscherseits im sechszehnten Jahrhunderte versäumten Gelegenheiten zu verstehen.

Fassen wir doch einmal die Stellung schärfer ins Auge, die Deutschland und das damals bereits seine eigenen geschichtlichen Wege gehende Holland zu Beginn des sechszehnten Jahrhunderts einnahmen. Mit Recht hat Karl Ritter darauf hingewiesen, daß der Uebergang der europäischen Staatskunst von einer „thalassischen“ zu einer „okeanischen“ den großen Wendepunkt in der europäischen Geschichte bedeutet. Das Mittelalter, das an den Gestaden des Mittelmeeres und der nordischen Meere sich abgespielt hatte, schloß ab mit jenem Wendepunkte, an dem die Vorherrschaft im Welthandel von Venedig, Florenz und den Hansastädten an die neuen Welthandelsmächte überging, die bereits im zweiten Abschnitte behandelt sind. Am meisten verlor ja hierbei naturgemäß Italien. Die Bedeutung von Florenz hatte nicht so sehr, wie man uns oft glauben machen will, auf seiner Pflege von Kunst und Wissenschaft beruht, als auf seiner Weltstellung als Vermittler des Geschäftes zwischen dem Morgen- und Abendlande. Das war nun vorbei; und da die Wurzel erkrankte, blieb der Verfall der Blüte nicht aus.

Anders stand Deutschland der durch Columbus und Vasco de Gama am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geschaffenen Weltlage gegenüber.

Neben Italien waren Deutschland und die Niederlande damals durchaus Träger der Gesittung. Es ist viel zu wenig betont, wie die Neuzeit eigentlich alles, was sie an großen Errungenschaften aufzuweisen hat, uns Deutschen verdankt. Volksvertretung, Preßfreiheit und Selbstverwaltung, was sind sie anders als die Frucht der Selbstbestimmung, die auf dem Umwege über Amerika durch die Puritaner Europa gebracht wurde, ihren Saft aber doch gesogen hat aus der That Martin Luthers und aus der vlämischen Gemeindefreiheit, wie die Gilden sie im achtzigjährigen Freiheitskampfe, in der goldenen Sporenschlacht, vor Kortryk, bei Beverhout und auf dem Freitagsmarkte von Gent gegen Frankreichs Ritterschaft verteidigten, bis sie bei Rosebeke ruhmvoll fielen, der Nachwelt den großen Gedanken überlassend? Ist nicht Englands berühmte Habeas-Korpus-Akte, die 1679 den Stuarts abgetrotzt wurde, in ihrem Wesen längst Eigentum der vlämischen Gemeinden gewesen? Ist nicht alles, was brauchbar befunden wurde, in dem Gedanken der französischen Staatsumwälzung, aus vlämisch-deutscher Quelle geschöpft? Erst als man die weltverbrüdernde Freiheit und Brüderlichkeit kratzte, kam der Gallier zum Vorschein: in der blutigen Rohheit der Marat und Robespierre!

Der oberdeutschen Geistesblüte steht die niederdeutsche nicht nur an thatsächlicher Bedeutung, sondern auch an gehaltvoller Tiefe durchaus gleich. Die Renaissance hat sich in Vlaandern und Holland nicht minder eigenartig, wie in Oberdeutschland entfaltet: einem Albrecht Dürer, stehen Rembrand, Rubens, van Dyck gegenüber. Die Kirchen und Rathäuser der Niederlande stehen ohne Gleichen in der Baugeschichte. Und wenn in Luthers Sätzen das Deutschtum sich wieder auf sich selbst besann, so soll unvergessen bleiben, daß in Vlaandern Jakob van Maerland und Klerk bereits den urgermanischen Gedanken der Gemeindefreiheit verkündet hatten, als noch die ganze übrige Welt tief im Banne der klösterlich-leibeigenen Anschauung lebte.

Auch England hat von Alters her seine beste Kraft aus deutschem Wesen geschöpft. Bekannt ist, daß es Weber aus Vlaandern waren, die in England die Tuch- und Seidenweberei einführten. Die Brüder Elers, Niederländer, brachten, wie Smiles erzählt, die Steingutindustrie nach England; ein Oberdeutscher, Namens Spillmann, errichtete zu Dartford die erste Papiermühle; der Niederländer Baumann brachte die erste Kutsche nach England. Von der Buchdruckerkunst, der Uhr und dem Pulver braucht man nicht zu sprechen. Aber erwähnt mag sein, daß auch die Anwendung des Pulvers zu Bergwerkszwecken von Deutschland nach England gebracht wurde. Ja selbst die Anregung zur englischen Eisenverarbeitung ging von einem Deutschen, Gottfried Box aus Lüttich, aus, der im Jahre 1590 in Dartford das erste Hammerwerk errichtete. Yarranton lernte, wie Jevons mitteilt, das Zinnwalzen in Sachsen; vlämische Arbeiter brachten das Taschenmesser nach Sheffield. Simon Sturtewant, ein deutscher Gewerke, war der Erste, der um 1612 ein Patent zur Eisengewinnung mit Kohle nahm, und Dr. Blaustein brachte es zuerst fertig, in Staffordshire Eisen

mit Kohle zu schmelzen. „Beides, die Lehre wie Anwendung der Eisenverarbeitung verdankt England ganz den Deutschen", sagt Jevons. Ebenso hat der Deutsche Agricola in seinem schon 1556 erschienenen Werke die Engländer mit den Maschinen bekannt gemacht.

Handelsstaatlich war England zu Beginn des 16. Jahrhunderts geradezu abhängig von den Hanseaten und den Niederlanden. Smiles schreibt: „England ward damals als Vorratshaus zur Versorgung auswärtigen Gewerbfleißes mit Rohstoffen angesehen, die in fremden Schiffen weggeführt, oft in Gestalt von Erzeugnissen nach England zurückkehrten. Wir züchteten Wolle für Vlaandern, wie die Vereinigten Staaten jetzt Baumwolle für England ziehen. Und selbst die kleine Menge zuhause erzeugter Waaren ward nach den Niederlanden gesendet, um gefärbt zu werden". Die Bedeutung des londoner Stahlhofes der Hansa ist bekannt. Umgekehrt stellt heute England eine einzige große Weltfabrik dar, die mit ihrem stählernem Netze von Verbindungen und der größten Flotte die Erde beherrschend umspannt. Ja, wie Dr. Karl Peters in seinem mehrfach genannten Werke: „Das Emporsteigen der britischen Weltmacht" treffend ausführt, ist England bereits im Uebergange vom Großgewerbestaate zum reinen Rentnerstaate begriffen. „Vier und eine halbe Milliarden Mark, also mehr als die ganze vielbesprochene Kriegsentschädigung, die Deutschland im Jahre 1871 von Frankreich erhielt, bezieht England jährlich an Renten aus den übrigen Ländern der Erde; und hierin ist der eigentliche Ausdruck seiner überwiegenden Machtstellung gegeben. . . Rücksichtsloser hat das alte Rom seine Provinzen nicht beherrscht und wirtschaftlich ausgebeutet, als der englische Kapitalismus, dessen politischer Ausdruck der Imperialismus ist, dies mit den ihm unterworfenen Ländern thut".

Wie man sieht, ist das riesenhafte Anwachsen der englischen Machtstellung keineswegs in den ursprünglichen Verhältnissen des Landes begründet, sondern lediglich und allein in der klügeren Staatskunst Großbritanniens. Und wenn andererseits die Niederlande in Indien, am Hudson wie am Kap den Engländern weichen mußten, so hat auch das lediglich in staatlichen Fehlern seine Ursache.

Dies tapfere kleine Holland, das noch vor Anerkennung seiner staatlichen Unabhängigkeit das reichste Land Europas war, müßte unter allen Umständen heute Englands Weltmacht tief in den Schatten stellen, wenn es nicht durch den beklagenswerten Gang unserer beiderseitigen Geschichte den Anschluß an das deutsche Reich verloren hätte, der ihm als festländischer Rückhalt für seine Seegeltung unentbehrlich war.

Wäre nicht zu unserem beiderseitigen Unglücke diese Spaltung gewesen, so hätte das deutsche Volk mit seiner edlen Lebensblüte in den letzten drei Jahrhunderten die weite Erde verjüngt und durchgeistigt, anstatt daß sie nun von den Briten verödet ist. Wie die Germanen des 3. und 6. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung die von der Römerherrschaft ausgesogenen Länder des europäischen Südens

mit erobernder Jugendkraft verjüngten, so würden **wir** Amerika und Australien mit unserem jungen Lenze bevölkert und herrlicher Gesittung entgegengeführt haben. Ein Groß-Deutschland war dazu im Stande, ein Groß-Niederland nie, so staunenswert es auch ist, was das kleine Holland in dem halben Jahrhundert geleistet hat, als sein Handel die Erde beherrschte.

* * *

Die Weltstellung der Weißen, unter ihnen der Germanen, unter ihnen der Deutschen.

Da es sich hier um die Ermittelung einer dauernden Fehlerquelle der Erkenntnis handelt, so erscheint es mir nötig, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, was die deutscherseits über See in diesem Jahrhundert versäumten Gelegenheiten für die Weltstellung unserer Art bedeuten. Ich folge dabei im wesentlichen Malhalls Berechungen. Nach diesen ist die Gesamtbevölkerung der Weißen, die der Sprache nach als Westarier anzusehen sind, in den dreißig Jahren von 1860 bis 1890 von 306 auf 413 Millionen, also um 35 v. H. gestiegen, während die Bevölkerung der ganzen Erde nur um 18,5 v. H. stieg. Der Sieg der Weißen, die heute bereits 45 v. H. der gesamten Erdbevölkerung ausmachen, erscheint demnach im Kampfe um das Dasein mit der Gesamtheit der anderen Rassen nicht länger zweifelhaft. Daß er verdient ist, bedarf ja keines Beweises.

Und wenn wir wiederum unter den Weißen die Romanen zurücksinken, die Germanen emporsteigen sehen, so ist auch das durch die bessere Tüchtigkeit der deutschen Völker sattsam erklärt.

In der Thatsache, daß die Westarier sich um 35 v. H., ihr germanischer Zweig aber um 45 v. H. vermehrten, ist das Zurücksinken der Romanen klar erkennbar. Am schärfsten tritt es bei den Franzosen hervor, die trotz ihrer günstigen Sterblichkeitsziffer und ihrer geradezu unvergleichlich günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse durch das immer stärker bemerkbare Sinken der Geburtenziffer ein deutliches Bild der Erschöpfung bieten. Ueber die Gründe dieser Erscheinung sind ja Bände geschrieben. Man hat sie eben so oft mit Auguste Comte und Dumont in der Sitte (Zweikindersystem), wie mit Laponge und anderen Menschheitforschern in der abnehmenden Zeugungskraft gesucht, deren Ursache man sehr richtig in der überhitzten französischen Lebensführung erkannt hat. Der immer stärker sich ausbildende Wasserkopf Paris, die übertriebene Zusammenraffung, sind mit Recht als ein Hauptübel Frankreichs bezeichnet. Die „Franzosendämmerung“ steht ja eben jetzt wieder im Vordergrunde der Erörterung in Frankreich. Die Alliance nationale pour lex relèvement de la population française, an deren Spitze Herr Bertillon, der Vorsteher des statistischen Amtes, steht, hat dem Minister einen Gesetzentwurf unterbreitet, der im Wesentlichen auf die julianische le Poppaea hinausläuft, die nach Meinung ihrer Lobredner die Entvölkerung Roms um einige Jahrhunderte aufgehalten haben soll. Herr Bertillon befürchtet, daß in wenigen Jahrzehnten Deutschland Frankreich in der Bevölkerungs-

ziffer vielfach überholt haben und daß dann das Ende des französischen Lebens anbrechen werde. Die fünf bis sechs deutschen Kinder würden das eine französische Kind totschlagen und Frankreich unter sich verteilen. Um das zu verhüten, schlägt er eine Junggesellensteuer vor, und er hat einen zweiten Gesetzentwurf in Vorbereitung, der bezweckt, die mit mehr als zwei Kindern gesegneten Familien von allen Steuern zu befreien. Die Unausführbarkeit dieses Vorschlages sollte gerade dem Statistiker einleuchten; sie wäre nur denkbar bei einer ungeheuren Erhöhung der Gesamtsteuerkraft des Landes. Im übrigen ist jedem Arzte und Frauenkenner klar, daß man einer so feinen Entartungsfrage, wie die Verkümmerung des Muttertriebes sie darstellt, nicht mit den Hebeln und Schrauben der Statistik und Steuergesetzgebung beikommen kann. Das ist auch in Frankreich erkannt. Levasseur betont, daß das Heilmittel für die „französische Krankheit" nur in der Verminderung der Sterblichkeit gesucht werden könne. Wie gesagt, ist aber Frankreichs Sterblichkeitsziffer bereits die denkbar günstigste; es ist daher ein Kreistanz, in dem die französische Verlegenheit sich dreht. Ich suche auch in dieser schwierigen Frage die Ursache in geschichtlichen Punkten. Frankreich hat in seiner berühmten Staatsumwälzung seinen germanischen Adel und in den Hugenottenverfolgungen den besten Kern seines germanischen Bürgertums ausgemerzt und steht nun entsetzt vor dem Verfalle, den das übrig gebliebene keltisch-iberische Blut nicht hat verhüten können. Und noch eine andere, für uns hochwichtige Lehre ergibt sich aus der französischen Geschichte. Anstatt seinen Hugenotten die Neuländer zu eröffnen, besiedelte Frankreich diese, namentlich Kanada, mit freigelassenen Zuchthäuslern und verschickten Bordelldirnen, deren sittliche Untauglichkeit dann eine kindische Wirtschaft des grünen Tisches durch Schablonenverordnungen und bis ins kleinste getriebene behördliche Fürsorge ersetzen wollte. Es hätte keine Gerechtigkeit in der Geschichte gegeben, wenn diese Mißwirtschaft sich gegen die innere Lebenskraft der von England seiner amerikanischen Volkspflanzung überwiesenen Puritaner hätte behaupten wollen. Wie schlau auch immer die Mittel waren, mit denen die Engländer im Frieden zu Utrecht halb Kanada gewannen, verdient hatten sie dieses Land längst als das weitaus bessere und tüchtigere Volk. Zur Verbesserung der menschlichen Art hatten die Franzosen in Kanada schon deshalb nicht beigetragen, weil sie dem geilen Kitzel der Vermischung mit Rothautweibern nicht widerstehen konnten. Die Bastardwirtschaft aber ist, wie die spanischen Neuländer noch deutlicher beweisen, die allerschlimmste Form des Niederganges arischer Gesittung.

Die Zahl der Germanen berechnet Prof. Hickmann in Europa, Amerika und Australien im Jahre 1897 mit 189 Millionen.

Sehr lehrreich ist für unsere Betrachtung die von Dr. Alfred Plötz in seinem Werke (a. a. O.) angeführte von Böckh getroffene Zusammenstellung des Verhältnisses der einzelnen germanischen Stämme zu einander. Böckh weist nach, daß im Jahre 1860 noch auf der ganzen Erde sich Deutsche und Engländer die Wage hielten, 1890 da-

gegen gestaltete sich noch das Verhältnis zu Gunsten der Engländer verschieden.

Deutsch einschließlich Niederländer zählten 75 Millionen, Engländer 82 Millionen. Indes ist klar, daß diese Zunahme nicht aus englischem Geburtenüberschusse, sondern aus Aufsaugung deutscher Auswanderung zu erklären ist. Diese Thatsache muß man auch im Auge behalten, wenn man hört, daß die englische Sprache doppelt so schnell als die deutsche auf der Erde zunimmt. Nach Malhall wurden die größeren europäischen Sprachen auf der Erde gesprochen im Jahre 1801 von 161,8 Millionen, im Jahre 1890 von 401,7 Millionen. Davon aber entfielen in Anteilen auf:

	1801	1890
Englisch	12,7	27,7
Französisch	19,4	12,7
Deutsch	18,7	18,7
Italienisch	9,3	8,3
Spanisch	16,2	10,7
Portugiesisch	4,7	3,2
Russisch	19,0	18,7
	100,0	100,0

Mit Recht kann dem gegenüber Sir Charles Dilke ausrufen: „the world is rapidly becoming english!“ Prüfen wir näher, so ist es hauptsächlich der Rückgang des Französischen und Spanischen, auf Kosten dessen Englisch die Welt erobert; aber zweifellos würde Deutsch die gleichen Fortschritte aufweisen, wenn nicht so viel gutes deutsches Blut und so viel gute deutsche Sprache in der Gesinnungslosigkeit des Abstromes unserer Auswanderung verloren ginge.

Noch immer, wie zu den Zeiten der Völkerwanderung, kranken wir an dem alten Fluche des Germanentumes: der planlosen Vergeudung unserer Kraft. Nicht Roms Zwinglandei, nicht Richelieus und Napoleons wüste Brandschatzungen, nicht Englands Phönikierstaatskunst haben uns an der Erfüllung unserer weltgeschichtlichen Aufgabe gehindert, sondern unsere Dummheit, unsere eigene bodenlose Dummheit!

* * *

Deutsche, englische und skandinavische Art.

„Aber wie denn“, höre ich hier von sonst wohlmeinender Seite einwerfen, „sollen wir denn die Engländer in gleicher Weise als Feinde der deutschen Art betrachten, wie Russen, Franzosen und Madjaren? Aus folgerichtigem Denken entsprungene Wahrheitserkenntnis zwingt uns doch, den Begriff des Alldeutschtumes weiter zu fassen und auch die Skandinavier und Engländer in unser Herz und unsere letzten Aufgaben einzuschließen. Deutsch, teutonisch, germanisch, gothisch —

wozu das Spiel mit Worten? Sind wir nicht alle des einen Blutes? Haben nicht gemeinsam über unserer Vorgeschichte Wuotan, Donar und Ziu ihre Schilde gehalten? Ist der Eifer, mit dem wir die Engländer hier bekämpft sehen, nicht wieder jener deutschen Querköpfigkeit entsprungen, die im ganzen Verlaufe unserer Geschichte gerade den nächsten deutschen Stamm stets am härtesten befehdet hat? Haben wir ein Recht, den deutschen Kleinstaatlern und „reichstreuen" Hurrahschreiern den Vorwurf einer zurückgebliebenen staatlichen Anschauung zu machen, wenn unsere eigene Gegenwartsweisheit den Kanal nicht zu überfliegen, ja nicht einmal die Grenze der Königsau zu überschreiten vermag?"

Diese Fragen sind mir nicht neu! Ich darf die Versicherung geben, daß ich im Ekel an den zerfahrenen deutschen Verhältnissen, an dem Stumpfsinne und blöden Dünkel unserer Streusandgrößen, an unserer engbrüstigen, bebrillten Schulfuchserei und dem schmierfinkigen deutschen Bierbankgeschwätz mir oft die Frage vorgelegt habe: ist es denn nicht richtiger, in der stolzen englischen Art aufzugehen und auch äußerlich zu werden, was du im Herzen doch längst weit mehr bist, als du dir selbst eingestehen magst, ein Weltbürger allgermanischer Prägung? Oft, wenn ich daran dachte, daß auch mein Sohn vielleicht einmal wie ich zu leiden haben wird unter dem alles starke Streben in Deutschland erstickenden Formelwuste und Mandarinentum, rief der Versucher in meinem Innern mir zu: „fasse den Mut, deinen Gedanken bis zum Schlusse auszudenken; wirf alles, was du Schönes und Großes in der Brust trägst, hinein in das stolze Engländertum; vertiefe mit dem Schatze deiner deutschen Art das Germanentum, strebe als Engländer mit vollen Segeln dem Siege des germanischen Gedankens zu, anstatt mit der Verzweiflung deiner schwachen Kräfte diese stumpfsinnigen Deutschen aufrütteln zu wollen, die zu erbärmlich sind, um die schlichtesten Begriffe völkischen Ehrgefühles zu fassen!" Um so stärker hat diese Versuchung mein Herz bestürmt, als sie den Gedankengang vieler Deutschen in Amerika gebildet hat, die ich sonst hochschätze und nicht aufhören kann, als verlorene Freunde zu betrauern.

Nicht ohne schweren Kampf, doch um so fester habe ich mich entschieden: die Aufsaugung im Engländertum bedeutete nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung des Germanentumes; denn der staatliche Gewinn, der daraus dem Ganzen erwüchse, wöge den Verlust der deutschen Geisteswelt und Gesittung nicht auf. Die völkische Gesittung läßt sich nicht bewahren ohne das teuere Gefäß der Sprache. Mit Recht sagen unsere niederländischen Brüder: „de Taal is gantsch het Volk!" Wer wollte doch wohl behaupten, daß das Englische dem Deutschen an Wohllaut, Adel oder Tiefe annähernd gleichkomme? Bei aller Wertschätzung der lebendigen Gestaltungskraft der englischen Sprache kann man doch unmöglich Macaulay beipflichten, der behauptet, daß sie außer der Sprache Homers keiner an Schönheit weiche. Heine hatte wirklich nicht so Unrecht, wenn er in seiner frechen Weise sie verspottete: „da nehmen sie zwölf einsilbige Wörter

in den Mund, kauen sie wie Primtabak, quetschen sie, spucken sie wieder aus, und das nennen sie dann sprechen!" Und doch, würde wohl ein einziger Engländer seine Sprache aufgeben wollen zu Gunsten des Deutschen? Sicherlich nicht!

Einem Engländer kommen solche Zweifel an seiner Stellungnahme überhaupt gar nicht; dazu ist er viel zu gesund. Er würde den Frager auslachen mit dem Hinweise auf die Thatsache, daß er doch eben englisch und nichts anderes spreche. Geradezu köstlich bezeichnend ist in dieser Beziehung die Scherzerzählung von dem Engländer und dem Franzosen, die sich im Straßenschmutze von Konstantinopel auf dem schmalen Steinstege trafen, wo es kein Ausweichen gab. Als der höfliche Franzose schließlich umkehrte, um dem Engländer Platz zu machen, sprach er: „wäre ich nicht Franzose, so möchte ich Engländer sein!" Der Sohn Albions aber entgegnete kühl: „wäre ich nicht Engländer, so möchte ich Engländer sein!"

Diese Gesundheit ist es, die die Welt erobert. Also lassen wir die übersinnlichen Fragen nach der Berechtigung unserer Stellungnahme! Eine geistige Verschmelzung mit England ist für uns undenkbar; denn der Engländer bleibt Engländer unter allen und jeden Umständen. „Where-ever are Englishmen, there is England", betont Sir Charles Dilke mit Recht. Seit Jahrhunderten hat England sich losgesagt von der deutschen Geschichte. Es hat Deutschland viel planmäßiger befehdet, als alle Hunnen, Franzosen und kaiserlichen Panduren zusammengenommen, ja schlimmer als die Pest. Denn diese hat doch nur ein Geschlecht dahingerafft; England aber hat wieder und immer wieder die Meute auf das deutsche Volk gehetzt, so oft dies Atem schöpfen und sich erholen wollte.

Damit ist unsere Lage gekennzeichnet. So tragisch es auch erscheinen mag, daß wieder und immer wieder von germanischer Kraft Germanen bekämpft werden, so gibt es für den Austrag des deutsch-englischen Gegensatzes keine andere Lösung, als den völkischen Kampf um das letzte große Ziel. Und wahrlich liegt dieser Kampf auch im Zwecke und Nutzen der Menschheitsentwickelung!

Denn ist die Lehre der Zahlen richtig, daß unter den Weißen den Germanen der Sieg gebührt, unter den Germanen aber die Entscheidung zwischen Engländern und Deutschen zu fallen hat, so wird die verdoppelte Anstrengung beider Völker zu doppelt großen Leistungen führen, wie dies im Willen der Vorsehung zu liegen scheint.

So viel jedenfalls steht fest: wenn an der englischen Achtung uns gelegen ist, so erwerben wir die nicht in weibischem Buhlen um die Gunst von Downingstreet, sondern im männlich ernsten, bis zum äußersten zielbewußten Kampfe. Mir ist an dieser Achtung gelegen; denn keiner unserer Gegner lehrt uns so sehr, wie der Engländer, was wir sollen. Und darum, ohne ihn nachzuahmen in thörichten Nebendingen, sollen wir es ihm gleich thun in allem, was tauglich und anwendbar auf unsere Verhältnisse ist. Vor allen Dingen sollen wir von ihm lernen, was unsere sogenannten Gymnasien, diese Zerrbilder

der griechischen Spielplätze, ganz vergessen haben: daß ein starker Geist nur in einem starken Leibe wohnt. Lernen sollen wir vom Engländer, daß nur die freie Kraft der Bürger, nicht zopfige Beamtenbevormundung, Neuländer zu entwickeln vermag; daß nur das Volk zu Wohlstande kommt, das Volkswirtschaft im weltweiten Sinne treibt, nicht aber eine Gesellschaft von Sicherheitsmeiern, die aus lächerlicher Anbetung des Begriffes „Regierung“ lieber ihr Geld an halbwilde Staaten verleiht, als daß sie es dem eigenen Lande zuführte; mit einem Worte, die männliche Bethätigung des einzelnen und völkischen Willens sollen wir von den Engländern lernen. Im übrigen gilt auch hier das Wort: den Deutschen kann nur durch Deutsche geholfen werden.

Was die Skandinavier betrifft, so stehen wir denen ja in sehr vieler Beziehung näher, wie den Engländern. Ihre Sprache unterscheidet sich vom Friesischen kaum mehr, als die schwäbische von der altbayerischen Mundart; vor allen Dingen aber sind sie im wesentlichen unvermischte Germanen. Dies muß viel mehr dem Volke zum Bewußtsein gebracht werden, als bisher geschehen ist, und es muß unsere aufmerksamste Fürsorge allem gewidmet bleiben, was das Gefühl der stammlichen Gemeinsamkeit in Sprache, Sitte und Wirtschaft stärken kann. Nur werden wir auch da am ehesten zu ehrlicher Verständigung gelangen, wenn wir in streitigen Fragen wie Männer unser Recht vertreten, nicht durch weibische Nachgiebigkeit gegen anmaßliche Forderungen. Wenn die Dänen z. B. die „Rückgabe“ des nordschleswigschen Landes fordern oder sich über Vergewaltigung beklagen, weil wir im deutschen Lande die deutsche Sprache pflegen, so wäre es erzdumm und verächtlich, auf solche Herausforderung anders, als in ruhig fester Abwehr zu antworten. In Nordschleswig hat das Deutsche seit einem halben Jahrtausend Heimatrecht gehabt; erst in der Mitte dieses Jahrhunderts versuchten die Dänen, ihre Sprache dort einzuführen. Alle diesbezüglichen Klagen über deutsche Vergewaltigung sind daher eine Verdrehung der thatsächlichen Verhältnisse. Und ganz abgesehen davon: was preußische Waffen dem Reiche erworben haben, geben Preußens Söhne lebend nicht wieder heraus. An dies A B C des deutschen Staatslebens soll die Welt sich gewöhnen!

Deutschland und Skandinavien.

Mit demselben Rechte, wie die dänischen Hetzer Nordschleswig als „Südjütland“ zurückfordern, könnte ja Schweden Neu-Vorpommern sich ausbitten, das noch heute „schwedisch Pommern“ heißt. Ja bezüglich der Stadt Wismar hätte Schweden sogar nach Ablauf der Verpfändungsfrist ein verbrieftes Recht auf solchen Anspruch. Es ist doch wohl kein gesunder Mensch in Schweden so thöricht, im Ernste daran zu denken, daß Deutschland jemals wieder einen Fuß breit seines Gebietes in fremden Besitz gelangen lassen könnte. Die Zeiten der deutschen Ohnmacht sind vorüber; also verschone man uns mit entehrenden Zumutungen. Schleswig-Holstein, das den Anstoß zu der

Wiederaufrichtung des deutschen Reiches gegeben hat, bleibt beim Reiche „up ewig ungedeelt!"

Andererseits soll man nicht um dieses lächerlichen Anspruches einiger Kopenhagener Hetzer willen die ganze skandinavisch-deutsche Verständigung in das Gebiet unerfüllbarer Träume verweisen. Das Bewußtsein der Stammesverwandtschaft ist, wie die Einweihungsfeier des Kopenhagener Freihafens bewies, bei den gebildeten Dänen doch auch noch vorhanden, und in den anderen Nordländern ist es sehr lebendig. Abgesehen von den Banden des Blutes und der Gesittung, des Glaubens und der staatlichen Denkweise verbindet uns ja mit ihnen ein starkes wirtschaftliches Band und, was sehr viel wichtiger ist, ein starker gemeinsamer Gegensatz zu Rußland.

Die Hauswirthschaft des Kopenhagener Königshauses ist der denkbar unnatürlichste Gegensatz zu den Belangen des Volkes, die Dänemark darauf hinweisen, als Vormacht des skandinavischen Bundes eine von Rußland unabhängige, England entgegentretende und Deutschland sich anschließende Staatshaltung zu führen. Aber, wie die Dinge liegen, ist nicht zu erwarten, daß Dänemark sobald zu dieser Einsicht kommt. Als echte Germanen, die sie sind, wollen die Dänen durchaus am eigenen Leibe die Erfahrungen machen, die wir am unserigen erlitten haben. So mögen sie sich denn ihre russischen Knutenhiebe holen; wir können sie nicht daran hindern. In Norwegen und Schweden aber, wo man über den Bruderzwist hinweg jetzt doch die drohende gemeinschaftliche Gefahr des russischen Angriffes erkennt, und in Finnland, wo die Hoffnungen auf endliche Erlösung vom russischen Drucke noch nicht erloschen sind, sieht man mit Besorgnis auf das russisch-dänische Abkommen, das im Kriegsfalle Kopenhagen zum russischen Stützpunkte macht, gegen Deutschland zunächst, aber im Falle eines russischen Seesieges unverzüglich auch gegen Schweden. Das Bedürfnis nach dem skandinavischen Bunde, für den man die Unseitigkeit, sogenannte „Neutralität" fordert, tritt neuerdings wieder lebhafter hervor. Im deutschen Nutzen liegt solche Unseitigkeit nicht. Trotz des dänischen Königshauses Verschwägerung mit der Zarenfamilie und trotz des von dänischen Hetzern geforderten „Südjütland" sind die nordischen Länder Deutschlands natürliche Verbündete im Falle eines russischen Krieges. Mit dem Zustandekommen des skandinavischen Bundes ohne Unseitigkeitsstellung ist unseren gemeinsamen Zielen daher sehr gedient. Denn zweifellos wird die auf Dänen, Normannen, Schweden, Isländer und Finnländer sich erstreckende großskandinavische Bewegung eine Vorläuferin der allgermanischen Bewegung werden. Wem das als eine sogenannte „Utopie" erscheint, dem empfehle ich, sich den Zustand Deutschlands vor vierzig Jahren und heute zu besehen.

Uebrigens steht diese Frage gerade jetzt wieder in den Nordländern im Vordergrunde der Erörterung. Das Gerücht, daß Rußland den bekanntlich durch den Golfstrom eisfrei gehaltenen Hafen Vardöhuus — Nansens Landungsplatz — zu besitzen wünsche, ist nicht ganz unberechtigt; denn Rußland braucht diesen Hafen, der schon zur Zeit

der Hansa eine so große Rolle gespielt hat, für seinen Archangeler Handel. Dietrich Schäfer erwähnt bereits in seiner Geschichte von Dänemark (Bd. 4 S. 483), daß, seit den Engländern (1554) die Fahrt nach Archangel bekannt geworden war, der neu eröffnete Handelsweg zu einer starken Verstimmung in Dänemark Anlaß gab, da er den Verkehr mit Rußland der Aufsicht der nordischen Mächte entzog. Es gab auf diesem Wege eben keinen Sundzoll und keine Sperrung durch skandinavische Kriegsschiffe. Für die lebhafte Benützung von Vardöhuus und der benachbarten Fjorde und die dort herrschende Eifersucht zwischen Niederländern und Engländern ist übrigens der Bericht eines lübischen Matrosen Namens Ludike Engelstedt sehr bezeichnend, der sich unter den dänischen Akten im lübischen Staatsarchiv befindet. Die heutigen norwegischen Freiheitshelden vom Schlage des Herrn Björnson wissen nicht, was sie thun, indem sie die Losreißung von Schweden anstreben. Es wird ihnen ähnlich gehen, wie es den Vlamen ergangen ist, die nach 1830 zu spät erkannten, daß die Losreißung von Holland ihnen die französische Zwinglandei eingetragen hatte. Neuerdings scheint eine richtigere Beurteilung dieser Verhältnisse allerdings auch in Norwegen Platz zu greifen; das russisch-dänische Abkommen von Kopenhagen hat wie ein Scheinwerfer die Klippen beleuchtet, auf die das nordische Staatsschiff unter vollem Dampfe zulief.

In Schweden, wo man ja aus dem Verluste von Finnland her sich darüber klar ist, was man von Rußland zu erwarten hat, macht die Regierung jetzt sehr ernstliche Anstalten, um ihre Rüstungen zu Lande und zur See auch den Anbetern des Herrn Björnstjerne-Björnson in ein verständliches Licht zu setzen. Die Heeresverwaltung fordert, wie bekannt ist, von der Volksvertretung elf Millionen Kronen für die Neubewaffnung des Landheeres, gegen vier Millionen für die Befestigung der Küste von Göteborg, und es heißt, daß demnächst eine große Umgestaltung der Flotte durch Neubau von Panzerschiffen gefordert werden soll.

Der schwedische Minister des Innern, Herr von Douglas, hat zur Beleuchtung der Sachlage eine Flugschrift erscheinen lassen „Wie wir unsere Provinz Norrland verloren", die ungeheures Aufsehen erregt durch die unwiderlegliche Kraft ihrer Gründe. Der Verfasser setzt darin klipp und klar auseinander, daß Schweden bei unseitiger Haltung sich zwischen zwei Stühle setzen, von Deutschland infolgedessen aufgegeben und von Rußland vergewaltigt werden würde, daß Schweden niemals auf Selbstwehr verzichten dürfe, wenn es nicht seinen Feinden sich auf Gnade und Ungnade ausliefern wolle, und daß der Anschluß an Deutschland das A und O aller schwedischen Staatskunst sei. Wir stehen also nicht allein in unserem Bestreben; hüben wie drüben liegt es in der Luft. Der Ernst der Zeit predigt es Schweden ebenso deutlich wie Deutschland.

Das allgermanische (oder, da das Wort Germani keltisch-römischen Ursprunges ist, besser gesagt das „alldeutsche") Ziel ist aber

sehr viel leichter durchzuführen, als die Einigung der mitteldeutschen Stämme durch Bismarcks Eisenthat es war. Denn wir gehen ja nicht darauf aus, durch Waffengewalt unter einem Szepter alle deutschen (oder, wie der Sprachgebrauch nun einmal fälschlicherweise lautet, germanischen) Staaten zu vereinigen. Unser Ziel ist lediglich ein staatsrechtlich vertieftes Bündnis sämtlicher germanischen Staaten zur Herstellung eines genügend großen und unabhängigen Wirtschaftsgebietes und zur Wahrung unserer gemeinsamen völkischen Angelegenheiten. Erkennt man die Zweckmäßigkeit solcher Verbindung in den nordischen Ländern: die deutsche Hand schlägt gern und herzlich ein. Aber Würdeloses mute man uns nicht zu!

Beiläufig sei hier nur erwähnt, daß wir ganz und gar anders zu den Niederländern stehen. Auch mit ihnen wünschen wir nur ein staatsrechtlich vertieftes Bündnis, nicht etwa aber einen Einheitsstaat zu bilden. Der große Unterschied zwischen ihnen und den Nordländern aber liegt in der sprachlichen Stellung. Da wollen **wir** ja, was man offenbar in Holland noch nicht begriffen hat, vielleicht aus lauter Mißtrauen sich gar nicht vorstellen kann, die niederländische Schriftsprache annehmen, um in ihr unsere niederdeutschen Mundarten zu verschmelzen, selbstverständlich ohne darum das Hochdeutsch als obersten schriftmäßigen Ausdruck aufzugeben. Bezüglich dieser ganz eigenartigen Bewegung verweise ich auf meine mehrfach erwähnte Schrift. Im übrigen muß unser Bestreben sein, das Hochdeutsch nach dem Vorschlage von Leibniz zum **wissenschaftlichen Ausdrucke**, gleichsam zum Sanskrit der gesamten germanischen Welt zu machen, wie ich das in der genannten Schrift gleichfalls näher ausgeführt habe. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, daß diese Forderung in der wissenschaftlichen Welt Skandinaviens bereitwilliges Verständnis findet.

Der Däne Oehlenschläger dichtete aus diesem Grunde sogar deutsch. Sein Correggio ist erst nachträglich von ihm ins Dänische übertragen. Die nordischen Dichter werden ihm schwerlich auf dieser Bahn folgen wollen, und wahrlich läge dies auch nicht im Nutzen der Gesamtheit. Denn die Gausprachen, gleichviel ob sie Volksmundart geblieben sind, wie Bayerisch, Alemannisch, Schwäbisch, Niedersächsisch und Friesisch, oder zur Schriftsprache sich entwickelt haben, wie die niederländischen und nordischen Sprachen, sind der unerschöpfliche Born, aus dem das Hochdeutsch schöpfen soll, um endlich zur Reinheit und zu dem ihm gebührenden Reichtume zu kommen. Ich habe dies in der Schrift über die alldeutsche Bewegung und die Niederlande tiefer ausgeführt. Hier will ich nur betonen, daß das dort Gesagte auch für die nordischen Sprachen gilt.

Die Stellung des Dichters zur Sprache ist überhaupt eine andere, wie die der Wissenschaft. Dichten, im deutschen Sinne dichten, das heißt im innersten Wahrheitsdrange über sich selbst zu Gericht sitzen, wie Ibsen es kraftvoll klar ausgesprochen hat:

„At digte, det er at holde
Dommedag over sig selv."

Es ist ja das „Unbewußte", die Gottheit, die in der ernsten Wahrheitsbegierde des dichterischen Gewissens leidenschaftlich nach außen drängt! Der Dichter — oder was in diesem Sinne dasselbe ist, der Künstler — ist in diesem Gewissen aber nur die Blüte am Baume seines Volkes. Nicht für sich allein erringt er die seligen Gefilde, sondern für alles, was ihm lieb ist: so spiegelt sich denn das Volk in seiner Kunst und Dichtung. Nach Jahrtausenden noch, wenn längst der Achäer waffenstolzes Volk verweht ist, spielt um Attikas trauernde Witwensitze die Sonne des Homer. In diesem innersten Sinne des Wortes sind alle Dichter „konservativ", die beharrlichsten von allen jene verschneiten verschollenen Meister Irregang, die das Volkslied sangen, das eben der echteste Wertmesser der Volksseele bleibt. Daher denn auch die Leidenschaft, mit der die Dichtung gerade in den deutschen Ländern an der Gausprache festhält. Sie will trotz der grasgrünen Kritik eines anmaßlichen Klüngels, der von Berlin aus die Welt mit einer nagelneuen, nie dagewesenen Kunst beglücken will, nichts wissen von der gepriesenen „Experimentaldichtung", von der sezierenden Schmutzkunst, dem Naturforschen im geschlechtlichen Straßenkote und dem im Glase zurechtgefilterten Zukunftsmenschlein. Die verkörperten Tugenden der eigenen Art für alle Ewigkeit im dichterischen Gleichnisse vom Nebensächlichen, ewig Gestrigen zu sondern, die Wahrheit der Erscheinungen für die Ewigkeit zu retten: darum handelt es sich auf dem Gerichtstage der deutschen Dichtung. Zu dem Verfahren braucht es keiner gelehrten, am Ende gar lateinisch angekränkelten Beisitzer, sondern Schöffen, die der wirklichkeitsfrohen Gegenwart entnommen sind. Daher der unerschöpfliche Reichtum unserer Gaudichtung, die bald mit Fritz Reuters derben Bauernstiefeln durch den steifen Lehm des Helpter Berges geht, bald den Lodenhut mit der Spielhahnfeder auf den rauflustigen Polterkopf setzt und in urdeutschem Wagemute die Schroffen des Gamsgewändes erklimmt, bald in lustigkecker Schalkhaftigkeit „van het lodderig Meisje" und „het loose Visschertje" singt, bald in markig stolzer Kraft das „uralte Isafold" preist, bald in schwerbeklommener Klage das Lied der düster ernsten Fjorde anstimmt: „og Nökken slog Harpen i Maaneskinskwäld". Was Normanne, Schwede, Vlame, Bayer und Niedersachse: uns allen bebt das Herz bei diesem nordischen Erlkönigsange! Das ist Geist von unserem Geiste, Blut von unserem Blute, das sind die Wiegenlieder der gemeinsamen schönen Kindheit! Nicht herrlicher kann der Reichtum unserer Art und unserer Sprache uns erschlossen werden, als indem so die Gaudichtung das Allerursprünglichste des Stammeslebens in ihren Gebilden verkörpert.

Ganz anders ist die Stellung der Wissenschaft zu der Sprache. Die Wissenschaft bedarf von vornherein des ganzen Reichtums der von allen Stämmen gebildeten Obersprache (Sanskrit), denn sie strebt danach, aus dem Schatze des von allen Völkern Erworbenen die all=

gemeine gültige Regel zu gewinnen. Diesem wissenschaftlichen Mitteilungsbedürfnisse ist das skandinavische Sprachgebiet viel zu eng. Wenn denn aber schon einmal eine andere, als eine der skandinavischen Sprachen gewählt werden sollte, so konnten die nordischen Gelehrten nicht im Zweifel sein bezüglich ihrer Wahl. Englisch ist eine biedere Matrosensprache, in seinem knappen Ausdruck auch trefflich geeignet für den geschäftlichen Verkehr; aber die Sprache der wissenschaftlichen Tiefe ist das wortreiche Hochdeutsch. Auch hier erweist sich die Berechtigung des deutschen Anspruches auf eine führende, weltgeschichtliche Stellung in glänzender Weise. Doch kehren wir von der Herrlichkeit des deutschen Geistes in geziemender Bescheidenheit zu unserer staatlichen Dummheit zurück!

* * *

Totes Wissen, lebendiges Können.

In der deutschen Kolonialausstellung von 1896, die dem Unbefangenen überhaupt in mehr als einer Beziehung lehrreich war, befand sich eine amtliche statistische Darstellung, die mir viel aufrichtigen Spaß gemacht hat. Nicht etwa wegen ihres das deutsche Stolzgefühl geradezu beschämenden Inhaltes, sondern wegen der dünkelhaften Ueberschätzung der Schulmeisterei, die wieder einmal daraus hervorleuchtete. Da sah man auf der einen Seite in Würfeln anschaulich dargestellt, daß in Deutschland die Zahl der Schreibunkundigen am geringsten (22 von 10,000 Rekruten), in Rußland, Serbien und Rumänien mit rund 79 unter hundert am höchsten sei. Eine zweite Würfelsäule zeigte dann das Anwachsen des deutschen Handels, von dessen 7,8 Milliarden Mark auf die deutschen Neuländer erst 119 Millionen Mark entfallen, während Indien allein einen Umsatz von 3 Milliarden Mark hat. Und in einer dritten und vierten Säule wurde das klägliche Mißverhältnis zwischen dem auf 6 1/3 Millionen Registertonnen angewachsenen deutschen Seeverkehr und unserer gänzlich ungenügenden Wehrmacht zur See dargestellt.

Im Brusttone jener schönen Ueberzeugung, die wir von der deutschen Bierbank her am Spießbürger schätzen, wies der Chor der offiziösen Presse darauf hin, daß ein Volk, das solche herrliche Schulbildung aufzuweisen habe, wahrlich daraus den Anspruch auf eine weltgeachtete Stellung herleiten dürfe. In keiner einzigen Zeitung habe ich eine Betrachtung darüber gelesen, ob das himmelschreiende Mißverhältnis zwischen unserem Seehandel und unserer Seewehr, zwischen unserem Geburtenüberschusse und dem Verbluten unserer Auswanderung, zwischen dem Naturreichtum unserer afrikanischen Besitzungen und der Unfruchtbarkeit unserer dortigen Wirtschaft nicht gerade aus der übertriebenen deutschen Schulmeisterei, unserer oft geradezu kindischen Wertschätzung des toten Wissens, dem Examenschwindel u. s. w. entspringe! Und doch ist dem so! Es muß immer wieder ausgesprochen werden: wir lernen immer mehr Latein und Griechisch und werden immer ärmer. Selbst die Volksschule ist bereits ange-

krankelt von der lächerlichen Nichtachtung der Wirklichkeitsbedürfnisse unserer Gegenwart. Zephania und Habakuk sind ja sehr reizvolle alte Herren, aber das Einmaleins und das große offene Buch der Natur wirken erziehlicher auf den gesunden Menschenverstand, den man auch dem Volke verkümmert. Die Quelle des Uebels aber entspringt, wie wir alle sehr wohl wissen, nicht in der Volksschule. Die Hungergehälter sorgen schon dafür, daß der Volksschullehrer nicht den Zusammenhang mit dem Volke und den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert. Der höhere Schulunterricht, das ist der Zopf, der bis auf die Haut abgeschoren werden muß, wenn frische Blondlocken dem Deutschen wieder wachsen sollen. Der unsere höheren Schulen beseelende fremde Geist beherrscht nicht allein unser Rechtsleben und unsere Verwaltung, er hat nicht allein unsere Sprache in Grund und Boden verdorben durch die römischen Fremdwörter — man höre nur einmal das Kauderwelsch der J-aner! — sondern er hat die deutsche Natur in unerhörter Weise entmannt durch lächerliche Wertschätzung des abgezogenen Denkens auf Kosten aller männlich sich regenden Kräfte. „Im sechshundertvierzigsten Jahre" schrieb Tacitus im 37. Kapitel seiner Germania, „stand unsere Stadt, als der Kimbern Waffengeklirr sich vernehmen ließ, unter dem Konsulat des Cäcilius Metellus und des Papirius Carbo. Rechnet man von da bis zum zweiten Konsulat des Kaisers Trajan, so sind das zweihundertundzehn Jahre her. So lange werden die Deutschen besiegt." Was würde dieser Römer sagen, wenn er heute durch Deutschland schritte, und 1888 Jahre nach der Vernichtungsschlacht am Teutoburger Walde im ganzen Geistesleben des Volkes das verzopfte Zerrbild der ehemals lebensfrischen römischen Formenklarheit fände? „Noch immer werden die Römer besiegt, und dem Anscheine nach sind sie unüberwindlich" — so und nicht anders müßte sein Urteil lauten.

Wie ein verruchtes Fiebergift schleicht diese fremde Art durch die Adern des deutschen Lebens. Ein bockbeiniges Volk bebrillter verbohrter Grübeler, das will man uns als geistigen Adel hinstellen? „Kniee durch, Brust heraus, Kinn anziehen, den Helm gerade setzen!" — ein Glück, daß wir den Prachtkerl von Schulmeister noch haben. Herrgott, gib uns auch auf geistigem Gebiete eine allgemeine Wehrpflicht, damit wir wieder der lebendigen Gegenwart uns freuen!

Es ist nicht wahr, daß Wissenskram gleichbedeutend mit Bildung und geistiger Bedeutung sei! In England kommen — nach Jacobi's „Analphabeten-Statistik" — auf hundert Brautleute 13,20 v. H. Schriftunkundige. Danach müßten, wenn die deutsche Schulmeinung Recht hätte, die Engländer im Durchschnitt geistig tiefer stehen, als die Deutschen. Wie wenig das zutrifft, beweist die tägliche Beobachtung ebenso, wie die wissenschaftliche Forschung. Ich bin weit entfernt davon, aus den bisherigen Untersuchungen über das Verhältnis des mittleren Hirngewichtes voreilige Schlüsse auf die Befähigung der Rassen ziehen zu wollen; die Menschenkunde wird noch Jahrzehnte lang an diesem schwierigen Rätsel zu lösen haben. Immerhin ist die

von Welcker erforschte mittlere Schädelfähigkeit, die ich dem a. a. O. angeführten Werke von Plötz entnehme, von eindringlicher Sprache. Sie betrug bei:

	ccm		ccm
Deutschen	1478	Slaven	1479
Holländern	1485	Juden	1451
Engländern	1551	Arabern	1476
Kelten	1450—1505	Finnen	1464
Franzosen	1498	Madjaren	1440
Italienern	1432—1460	Türken	1452
Spaniern	1472	Chinesen	1444
Portugiesen	1467	Malaien	1402
Neugriechen	1458	Negern	1320—1336
Rumänen	1408	Buschmännern	1240
		Indianern	1440

Wenn auch, wie gesagt, aus dieser Ermittelung endgültige Schlüsse auf die geistige Durchschnittsbefähigung sich nicht ziehen lassen, so steht soviel jedenfalls fest, daß die breite Masse der Deutschen keineswegs dem durchschnittlichen Engländertum überlegen ist. Die Wissenschaft scheint hier doch zu bestätigen, was die gewöhnliche Beobachtung uns lehrt: daß die deutsche Geistesblüte keineswegs so tief das Volk befruchtet hat und Gemeingut breiter Schichten geworden ist, wie der Schulzwang und die Treibhauswirtschaft unseres höheren Schulunterrichtes nach den Behauptungen unserer Stubenhocker erwarten lassen sollten. Und sicherlich ist der weitere Schluß nicht allzukühn: wenn in England die durchschnittliche Bildung, wie sie in der Schädelbildung und dem Windungsreichtume des Großhirnes äußerlich greifbar zum Ausdrucke kommt, trotz des geringeren Schulbesuches der niederen und des geringeren Lateinwissens der oberen Klassen besser ist, wie in Deutschland, so liegt die Erklärung hierfür in dem regeren öffentlichen Geiste und der stärkeren Bethätigung des öffentlichen Willens. Nicht nur der Angelsachse Darwin, sondern auch Lombroso pflichten, wie man weiß, dieser Ansicht bei. Selbst Sidney Whitman erkennt in der „high and yet politically' most defective education of the masses" die Ursache der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Sie sind eben nicht, wie die englischen Arbeiter zum völkischen Denken erzogen. Allerdings ist es in dieser Hinsicht um die Erziehung manches deutschen Edelmannes kaum besser bestellt.

Wie man es auch anfaßt, geschichtlich, naturwissenschaftlich, volkswirtschaftlich oder aus eigenster Beobachtung, der Schluß bleibt immer derselbe: Gehirn ist Macht, die Weltstellung eines Volkes steht im geraden Verhältnis zur Stärke seiner völkischen Willensbethätigung. Nirgends wird das auch geleugnet, außer in Deutschland, dem berühmten Lande der körperlichen, geistigen und staatskundigen Kurzsichtigkeit.

* * *

Ist das nun wirklich ein Gehirnfehler, der sich durch keine Kur beseitigen läßt? Ich denke, die Beseitigung kommt doch! Langsam, aber sicher vollzieht sie sich in dem Heranreifen des Volkes für die Größe der staatlichen Aufgaben des Deutschtumes. Aus den alten befangenen Schulmeinungen der Weltbürgerei kommen wir langsam heraus auf die freie Straße des völkischen Fortschritts. Langsam ringt der deutsche Geist, der so lange für fremde Zwecke in Knechtschaft gearbeitet hat, zum frei gestaltenden Herrscher sich durch. Alle Züge unserer so oft neidisch unterdrückten Geschichte weisen auf die unerschöpfliche Kraft unserer innerlichen Gestaltungstriebe, auf das unverwüstliche deutsche Leben, auf die Weltherrschaft oes deutschen Geistes hin. Nun erst, da wir, durch Bismarcks straffe Schule gegangen, gelernt haben, das Recht des Ichs als einer völkischen Gattung zu fassen, nun erst, da die Welt mit Erstaunen und furchtgemischtem Zorne das daseinsfreudige Sichaufraffen des deutschen Geistes bemerkt, nun erst beginnt die Geschichte des deutschen Volkes als solchen! Die Heimatliebe hat sich abgeklärt zum Staatsgefühle des Jünglings, nun vertieft sie sich zu einer auf geschichtlicher Einsicht begründeten männlichen Liebe zum großen Volkstume. Langsam strömen aus dem liebgewonnenen kleinstaatlichen Leben, das so bequem sich übersehen ließ und so ungern mit ungewissem Weitblick vertauscht wird, die Zagenden herbei, um dem geschichtlichen Zuge sich anzuschließen. In gleichem Schritt und Tritt marschieren die alten Krieger auf unter dem Takte der „Wacht am Rhein.“ Zunächst freilich stutzen sie, wenn wir ihnen erklären, daß die „Wacht am Rhein“ einstweilen hier nicht gesungen werden dürfe, daß das Vaterland gar nicht ruhig sein könne, daß die Wacht nicht feststehe am Rheine, solange an den Quellen, wie an der Mündung des schönsten deutschen Stromes deutsche Herzen -- denn die schlagen doch in Schweizern und Holländern! — sich wehren gegen die Stimme des deutschen Blutes. Aber wenn auch zunächst verblüfft, erfassen diese bald mit brausendem Hurrah die Herrlichkeit unseres Zieles. Nicht umsonst haben auch ihnen Vater Jahn und Ernst Moritz Arndt gelebt. „Soweit die deutsche Zunge klingt“ schallt es wie Donnerbrausen aus ihren Reihen. Und Antwort gebend klingt es aus der Ostmark zurück: „Wir Deutschen fürchten Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt!“ Wie Mahnung alter längst verschollener Zeiten klingt es von Vlaandern her:

„Hun süllen wey ü danken, o düitsche Brunderschaar,
Gey, die door mundig Kampen nuns reddet van't Gevaar
Der fransche Rooverbenden, die van Germaniens Rheyn
En ook der Maas, der Schelde, de Meesters willden sein?“

Zagend noch, aber doch dem feingestimmten Ohre vernehmbar, tönt es über das Meer aus dem verrufenen Lande der deutschen Verräterei, Amerika, herüber:

„Ob ich dich liebe, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt?
Die Zeit mag meine Locken bleichen,
Doch was mir deine Huld gewährt:

Langsam vorwärts

Den offnen Sinn für alles Schöne,
Die starke Liebe zur Natur,
Des Sanges Macht, den Trost der Töne —
Das stirbt mit meinem Herzen nur."

Ueber alle Weltmeere her klingt gleich frohe Botschaft, wo immer Deutsche der Heimat und der Größe ihres Volkstumes gedenken. Und jene trotzigen Buren, die, der englischen Vergewaltigung Herr geworden, ihr stolzes Freiheitslied anstimmen, sind sie nicht unser Fleisch und Blut, ist es nicht unsere niederdeutsche Sprache, die aus ihrem Volksliede uns entgegenbraust:

„Di Vierkleur van uuns' dierbaar Land
Die waaih weer o'er Transvaal;
En weeh di Gotvergeten Hand,
Wat dit weer neer wil haal!"?

Und ist es nicht dieselbe liebe niederdeutsche Sprache, die von der Maas und Amstel zu uns herübertönt:

„Wien neerlandsch Bluud in de Adren vluujt
Van vreemde Smetten vrey . . ."?

Haben sie etwa aufgehört, Deutsche zu sein, weil sie ihre Geschichte vergessen und in stammlichen Eigensinn sich verrannt haben? Auch daran erkennen wir sie als Deutsche.

Auch sie werden im eigenen wohlverstandenen Nutzen dem mitteleuropäischen Bündnisse sich anschließen, sobald sie nur erst die thörichte Furcht vor Vergewaltigung irgend welcher Art überwunden haben. Und jeder Schritt, der auf dieser von der Geschichte uns vorgezeichneten Bahn uns vorwärts bringt, bedeutet auch die Kraft zu neuen Fortschritten, bedeutet auch zugleich eine höhere Stufe der völkischen Erziehung.

* * *

Das deutsche Jahrhundert.

Als selbstverständlich wird man dann jene Forderungen verstehen, die heute von dem kleinen Häuflein der Bekenner des völkischen Gedankens für das geistige deutsche Leben erhoben werden. Wenn aus der Betrachtung englischer Verhältnisse heraus die Forderung gestellt wird, daß wir auch in der leiblichen Erscheinung unseres Volkes die deutsche Art zur Geltung bringen, daß wir in Kunst und Geselligkeit die still in unserem Wesen schlummernden Eigenschaften zur freien Entwickelung bringen, so stimmt unser eigener deutscher Werdegang solcher Forderung durchaus bei. Niemand hat sie schöner, klarer und wärmer seinem Volke ans Herz gelegt, niemand hat durch das eigene herrliche Beispiel seinem Volke heller in dieser Forderung vorangeleuchtet, als Bismarck und Goethe, diese beiden Pole des deutschen Geistes. Jenes hemdärmelige, handwerksburschenmäßige Sichgehenlassen, auf das ich so bitter gescholten habe — ich nehme kein Wort davon zurück! — ist doch nirgends schärfer verabscheut, als in der wohlerzogenen deutschen Gesellschaft. Die Verachtung der Form, die eine Zeit lang zum Glaubensbekenntnisse des deutschen „Urknoten" gehörte,

ist ein aus der völkischen Sittenlehre überwunden erscheinender Fehler. Linkisch sein gilt, und mit Recht, für ein Zeichen von Dummheit; denn in der Welt der Wirklichkeiten läßt die ehedem als Entwürdigung des tiefen Denkergeistes verachtete „Aeußerlichkeit" sich nicht ungestraft zurücksetzen. Alles drängt dahin, der deutschen Art zu greifbarem Ausdruck zu verhelfen; und hier gilt es, alle guten Ansätze planmäßig zu unterstützen. Dahin gehört auch das ganze große Gebiet der Körperübungen, der Jugendspiele und des Sports; alles dies muß rein deutsch werden, damit das Volk sich selbst als verkörperte Eigenart bildnerisch anschauen lernt. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der großen Volksgemeinschaft muß alle Lebensbethätigungen der Deutschen auf dem Erdballe durchdringen. In Worten und Tönen, in Bildwerk und Bauten, im Schmucke des Heims und der Oeffentlichkeit muß das so reiche, blühende deutsche Leben in einen großen Zusammenhang gebracht werden, der alle fremde Welt in eine willig dienende Bewunderung zwingt.

Die persönliche Eigenart muß heraus in das freie Wirken, an dem es dem deutschen Leben so sehr gebricht. Dann wird von selbst der Erwerbssinn geweckt und das tote Wissen aus seiner angemaßten Stellung herab dem gesunden Können zu Füßen gestürzt werden. Die Werte schaffenden Stände werden an Ansehn gewinnen und der lächerliche Popanz eines zu den treibenden Kräften des völkischen Lebens im Gegensatze sich fühlenden Beamtendünkels wird niedergerungen werden mitsamt allem Formelwuste und aller Schranzenfurcht. Zur Mitbestimmung an den Geschicken des Volkes erzogen, werden die Deutschen die persönliche Achtung des Gegners wiedererzwingen, die ihnen bisher so oft versagt ward wegen vermißter Selbstachtung.

Das Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, wird ein staatlich denkendes sein. Und darum wird auch der Begriff der Bildung eine Umwertung erfahren. Wenn am Ende des vorigen Jahrhunderts das, was man damals unter den schönen Künsten verstand, fast allein den Maßstab für die Bildung der geistig Höherstehenden gab, wenn dann bis in unsere Tage hinein die Herrschaft über die Naturgewalten nahezu allein als das Ziel der menschlichen Gesittung betrachtet wurde, so tritt ein anderes Maß der Wertschätzung nun in Kraft: die staatskundige Bildung. Unerläßlich fordert unsere Jugend als erste Voraussetzung aller Bildung die Fähigkeit, unseres Volkes eigene Vergangenheit nicht nur zu kennen, sondern ihr gerecht zu werden, zwischen den absterbenden Vorzeitgedanken, den treibenden Kräften der Gegenwart und den sprießenden Keimen des kommenden deutschen Lebens den feingearteten Zusammenhang zu erkennen. Es bedarf keines Sehergeistes, um zu verkünden, daß diese aus geschlossenem, persönlichem Empfinden entsprungene, zu schöpferischer Wirksamkeit drängende Weltanschauung unaufhaltsam sicher auch die Massen erobern wird.

Und dann soll uns um alle Einzelfragen des deutschen Lebens

nicht mehr bange sein. Die vernünftige Lenkung unserer Auswanderung, der starke Schutz der Deutschen im Auslande, die Arbeiterfragen — die doch nur im völkischen Sinne gelöst werden können, da zwischen deutschen Arbeitern und Niggern oder Chinesen keine Nutzensgemeinschaft besteht — die Gegensätze des Bekenntnisses, alles, alles dies erledigt sich von selbst, sobald der gesunde Menschenverstand, die Natur wieder in dem deutschen Staatsleben zur Geltung kommt, sobald das Volk wieder als Volk zu leben, zu denken und zu handeln lernt. Vom Kaiser bis zum schlichten Bau- oder Landarbeiter hinab wird ein jeder mitarbeiten an dem planmäßigen Aufbau des alldeutschen Staates, sobald nur erst erkannt ist, was in unserer unseligen Vergangenheit die Quelle gewesen ist, aus der alle, alle unsere Leiden geflossen sind. Der Mangel an richtig geartetem Willen war es! Der allein hat uns gefehlt, er allein kann uns genesen machen, der stählerne, unbeugsame, rücksichtslose, harte völkische Wille!

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Von demselben Verfasser sind u. a. erschienen:

„An's Herz der Heimat!" Roman. Düsseldorf, L. Voß & Co. 1883.
„Moderne Kunst." Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart. Leipzig, E. A. Seemann. 1884.
„Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika." Berlin, Paul Parey. 1891.
„Circe." Roman. Dresden, E. Pierson. 1892.
„Horridoh!" Waidmannsbilder und Lieder. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Die „Ostdeutsche Rundschau" urteilt über Fritz Bley's „Horridoh":

„Ein Büchlein von einem echten deutschen Jäger, dem die Gefahren und Freuden der Jagd nicht äußerer Modesport sind, sondern innere Herzenssache, für Alle, die sich noch eins fühlen mit der unauskostbaren Romantik und Schönheit der Natur! Was Andersen vom Buche der Natur sagt, daß es jedes Jahr eine neue, unfaßbare Auflage erhält, während die Folianten vergilben und der Städte gelehrter Glanz erbleicht, das erkennen wir mit verjüngendem Freudegefühl aus den bunten, scheinbar zusammenhanglosen und dennoch von einer inneren Einheit diktirten Waldmannsbildern, in welchen Fritz Bley episch, lyrisch und betrachtend sein deutsches, allumfassendes Waidmannsherz ergießt. Im deutschen Walde, in Amerika, in Afrika hat er gejagt, von Gefahren und Idyllen weiß er so Reizvolles und Anregendes zu singen und sagen, daß selbst das philisterhafteste Krämerherz sich kaum der heimlichen Regung deutscher Wander- und Abenteurerlust wird verschließen können. Es hat etwas unbeschreiblich Bewegendes, den sorglosen Wanderungen Bley's zu folgen; es benimmt Einem auf einmal, man weiß nicht wie und weshalb, alle kleinlichen Begehrungen und Sorgen des Tages; es befreit uns, wie mit einem Zauberschlage, von der eingebildeten, einengenden Nichtigkeit der uns umgebenden, in Interessensphären befangenen Wirklichkeit. Uns Städtern dünkt der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste; wie beschränkend es aber ist, stets mit Menschen zusammengepfercht zu sein und sich selbst stets im Auge haben zu müssen, das erfahren wir erst wieder, wenn wir von einem so freundlichen und so viel erfahrenen Führer hinaus- und zurückgeführt werden zur großen freien Natur.......

Daß man sich dabei nicht in's End- und Ziellose, in's Vaterlandslose verlieren muß, dafür bürgt uns Fritz Bley, der viel Gewanderte, selber, welcher nach all' dem Gigantischen, das er in fremden Landen geschaut und erlebt hat, seine Heimkehr dennoch überglücklich begrüßt.

›In manchem Land bin ich zur Birsch gezogen
Und manche Beute hab' ich heimgebracht.
Den Wildschwan jagte ich auf Nordlands Wogen,
Den Wolf in Athabascas Winternacht.
Ich sah die Gnus und Antilopen ziehen,
Das Zebrarudel durch die Steppenglut
Vor eines Löwen mächt'gen Sätzen fliehen,
Ich schoß der Krokodile Riesenbrut.

Den starken Büffel brachte ich zur Strecke
In Afrika; das Nashorn traf mein Schuß,
Den Bison legt' ich auf die zott'ge Decke
Auf der Prairie am Mississippifluß.
Am Orinocco und im Hudsoneise
Hab' ich in Lust und Leid die Jagd erkannt;
Doch jauchzte stets das Herz mir, wenn die Reise
Dann wieder ging zum lieben Heimatland.

Ein Hirsch in Samlands Forsten ist mir lieber,
Als alles Hornwild im Savannenried.
So lang mein Herz noch schlägt mit einer Fiber,
Gilt dir, mein deutscher grüner Wald, mein Lied.
Vom Hohenloh' bis zu dem Weserthore,
Vom Eifelmaar zu den Karpathenhöh'n,
Vom Hohen Dachstein zum Szamaitenmoore:
Mein deutscher Heimatwald, wie bist du schön!‹

Das ist echtes, rechtes Heimatsgefühl. Es wurzelt in deutscher Erde tief und fest, wie der Eiche knorriger Stamm. Horridoh!"

Die „Hamburger Nachr." schreiben:

„Wir können diesem prächtigen Buche keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben, als die stimmungsvolle Selbstanzeige, mit der der Verfasser in der „Zukunft" auf sein Werk hinweist:

— — — — — — — — — — — —

Ich singe Euch von schönen fernen Landen,
Wo Märchenblumen unter Myrten glüh'n;
Von Manneswagnis, das wir keck bestanden
Im Reigentanz der Schlacht und Birschgangsmüh'n;
Vom Brautgeschmeid in Nordlands klarem Eise,
Wo rot die Nacht auf bleiches Schweigen sinkt;
Doch stolzer schwillt mein Lied, wenn es zum Preise
Des heißgeliebten Heimatswaldes klingt.

Die Eiche rauscht durch meine Jägerweise,
Wild donnert an den Kreidefels die See,
Um Haidebinsen spielt der Nachtwind leise,
Im schroffen Gamsgewände treibt der Schnee.
Von Frauenschönheit, der kein frech Begehren
Zu nahen wagt, sing' ich beglückt und froh.
Stoßt an: dem Lande aller reinsten Ehren,
Der deutschen Heimat, unser Horridoh!

In jeder Zeile des Buches, dessen Hauptteil der deutschen Jagd gewidmet ist, während Erinnerungen des Verfassers den Leser auch zu interessanten Ausflügen in fremde Länder leiten, pulsirt starke Eigenart, kühnes Waidmannsblut und poetisches Empfinden."

Im Verlage von J. F. Lehmann gelangte soeben zur Ausgabe:

Ein neuer Reichstag — Deutschlands Rettung.

Von Dr. Johannes Unold.

5 Bogen. Preis Mk. 1.—.

Mit der ganzen Schärfe seines kritischen Geistes beleuchtet der Verfasser die auf die Dauer unhaltbaren Zustände des jetzigen Wahlverfahrens und gibt Mittel und Wege an, wie durch zeitgemäße Umgestaltung des allgemeinen Wahlrechtes eine Vertretung geschaffen werden kann, welche Gewähr bietet, daß die nationalen geistigen und wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes in wirksamer Weise gewahrt werden.

Die Schrift wird allgemeines Interesse erregen.

Verlag von J. F. Lehmann in München.

Flug-Schriften

herausgegeben vom All-Deutschen Verband

Preis des einzelnen Heftes 40 Pf., bei Bezug von 50 Stück 30 Pf., bei 100 Stück 20 Pf., bei 1000 Stück 15 Pf.

Die geschichtliche Berechtigung des deutschen Nationalb wußtseins. Festrede gehalten am 6. September 1896 in Berlin bei Alldeutschen Verbandstage von Professor Dr. **Heyck.** Preis 40 Pf.

Deutschlands Ansprüche an das türkische Erbe. Preis 40 Pf.

Die Behandlung der nationalen Minderheiten und die Lag des Deutschtums in Böhmen. Nach einer Rede des Landtags- u Reichsratsabgeordneten **Heinrich Prade,** zweiten Bürgermeisters von Reichenbe i. B., gehalten am 5. Oktober 1896 im österr. Abgeordnetenhause. Preis 40 Pfg.

Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See? Ein Mahnruf. Preis 40 Pf.

Deutsche Weltpolitik. Von Prof. Dr. **E. Hasse.** Preis 40 Pfg.

Die deutsche Ostmark. Aktenstücke und Beiträge zur Polenfrage. Preis 50 Pf. (Verlag von M. Priber, Berlin.)

Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. 2. Auflage. Preis 50 Pfg. (Verlag von Thormann & Goetsch, Berlin.

Im Verlag von J. F. Lehmann, München, erschienen ferner:

Geschichtliche Bilder und Skizzen. Von Professor Dr. **Karl Theodor Heigel.** 26 Bogen elegant ausgestattet. — Preis brosch. Mk. 6.— Hfrz. geb. Mk. 8.—. In diesem Bande vereinigt der berühmte Geschichtsforscher ebenso interessant wie geistreich behandelte Essays. Hyppolyt Taine, — Der geweihte Degen des Marschall Daun, — Die deutsche Politik während des Krimkrieges, — Zur Charakteristik Kaiser Leopold I., — Ein deutscher Bericht über den Hof Peter des Großen, — Die Ehescheidung Napoleon I. und Josephinens, — Archivwesen und Geschichtsforschung, — Der angebliche Mannheimer Verrat von 1795, — Erinnerungen eines Veteranen aus der Napoleonschen Zeit, — Ein Reich ein Recht

Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte. Eine Festschri zur Milleniumsfeier von **Heinrich Wastian.** Preis: Mk. 2.—.

Deutschland einst und jetzt. Mahnruf an die Nation von Prof. Dr. **J. Sepp.** Preis: 40 Pf.

Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche, herausgegeben von **Karl Ed. Klopfer.** Mit einer Vorbemerkung von Professor Dr. **Ernst Hallier.** Mk. 1.—.

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Dr. **Wilhelm Bode.** Preis: brosch. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.20.

Der Alkohol ein Völkergift. Vortrag, gehalten am 9. März 1894 in der Anthropologischen Gesellschaft. Von Dr. **K. Brendel.** Preis: 40 Pf.

Die studierende Jugend und die Alkoholfrage. Vorträge in der Aula der kgl. Universität München von Prof. Dr. **Bollinger,** Prof. Dr. **Buchner** und Prof. Dr. **M. Haushofer.** Preis: 40 Pf.

Den Deutschen Oesterreichs

Hundert Studienblätter deutscher Künstler

herausgegeben unter künstlerischer Leitung

Franz von Defregger's

zu Gunsten des deutschen Studentenheimes und Vereinshauses in Cilli.

Mit begleitendem Text von Prof. Dr. Max Haushofer,

mit einer Einleitung von Heinrich Wastian.

Elegant gebunden. Preis M. 20.—.